



GEISTERSEHER

Seltene Erlebnisse berühmter Persönlichkeiten in Selbstzeugnissen und Berichten. Gesammelt von Ludw. Rosenberger.

Bei Heimeran

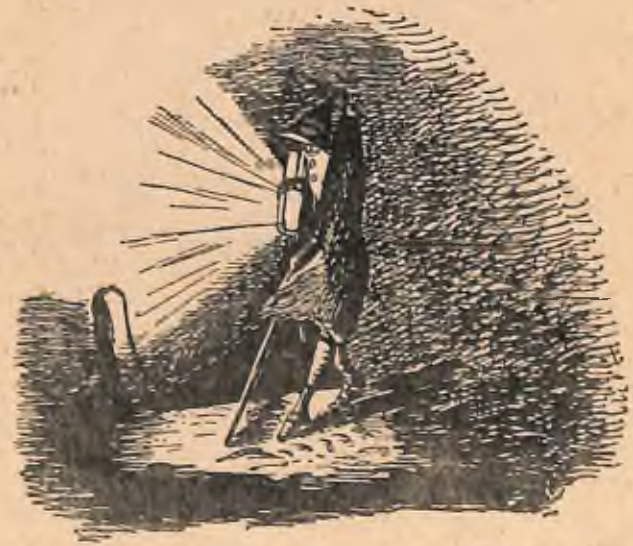
GEISTERSEHER

Seltsame Erlebnisse berühmter Persönlichkeiten in Selbstzeugnissen und zeitgenössischen Berichten. ◀ Zum Unterschied von früheren Sammlungen auf diesem Gebiete sind nur gut bezeugte Stücke aufgenommen, welche schon durch die Bedeutung der betreffenden Person Aufmerksamkeit verdienen. ◀ Vertreten sind: Andersen, August der Starke, Blücher, Jakob Böhme, Byron, Dante, Eckermann, Eichendorff, Geibel, Goethe, Haydn, Hindenburg, die Humboldt, Jean Paul, Katharina II., Alfred Krupp, Lavater, Lichtenberg, Lieselotte von der Pfalz, Louis Ferdinand, Martin Luther, Thomas Mann, Meier-Graefe, Meunier, Mörike, Napoleon, Offenbach, Ludwig Richter, Scheffel, Schiller, Schopenhauer, W. Scott, Segantini, Storm, Hans Thoma, Wagner, Weber, Wilhelm I., Wilhelm II., Zschokke und viele andere.

GEISTERSEHER

Eine Sammlung seltsamer Erlebnisse
berühmter Persönlichkeiten in Selbstzeugnissen
und zeitgenössischen Berichten

Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen
von Ludwig Rosenberger



Im Ernst Heimeran Verlag zu München

Schutzumschlag von Wolfgang Felten, München
Titelvignette: Illustrationszeichnung von Wilhelm Raabe

PN 95 96

1987. 4085
(f 4188)

1. — 5. Tausend. 1952. 189

Gesamtherstellung: Jos. C. Huber KG., Diessen vor München

Inhalt

Die verlorene Handschrift (Dante)	11
Der fliegende Becher (Karl IV.)	11
Die rollenden Haselnüsse (Luther)	12
Unsichtbare Zurechtweisung (Cellini)	13
Das Blutmal (Cardanus)	14
Die Außerlorene (Cardanus)	14
Sphärenmusik (Jakob Böhme)	15
Nächtliche Vision (Kircher)	15
Der schwarze Brasilianer (Spinoza)	16
Der schwarze Nebel (Joh. Dietz)	16
„Da rasete alles im Hause . . .“ (Schupart)	18
Das Abschiedszeichen (Liselotte v. d. Pfalz)	19
Der Schloßgeist (Wilhelmine von Bayreuth)	20
Das Phantom des Königs (August der Starke)	22
Die Kaiserin als Doppelgängerin (Zarin Elisabeth)	24
Der wahr jagende Gärtner (Zarin Katharina II.)	25
Der Brand von Stockholm (Swedenborg)	26
Die vorgefundene Quittung (Swedenborg)	27
Bei der schwedischen Königin (Swedenborg)	28
Der Tod des Zaren (Swedenborg)	28
Unwiderleglicher Beweis (Swedenborg)	29
„Ist nicht so viel“ (Swedenborg)	29
Das Gespenst des Präsidenten (Mauvertuis u. Gleditsch)	30
Graufige Entdeckung (Pfeffel)	31
Der Doppelgänger des Dieners (Pfeffel)	31
Der Störenfried (Herschel)	31
Die verstorbene Gattin (Oberlin)	32
Bewahrheitete Traumgesichte (Joh. Wolfg. Textor)	34

Der Wunsch des Sterbenden (Anna Marg. Textor)	36
„Die Mirakelsymphonie“ (Haydn)	37
Das Andante in G (Haydn)	38
Der Doppelgänger in der Studierstube (Horst)	39
Goethe begegnet sich selbst	40
Das Erdbeben von Messina (Goethe)	41
Der Doppelgänger des Freundes (Goethe)	41
Spuk auf dem Schlachtfeld von Jena (Goethe)	42
Spuk in Goethes Gartenhaus (Goethe)	43
Ankündigung (Goethe)	43
Der entflozene Vogel (Eckermann)	44
Vorhergesehene Begegnung (Eckermann)	45
Merkwürdige Fernwirkung (Goethe)	46
Die Rache des Versmähten (Clairon)	48
Unheimliche Ahnung (Schiller)	49
Schillers Tod (Goethe)	50
Der magische Spiegel (Seckendorff)	51
„Der Prokrophantasmist“ (Nicolai)	51
Die geheimen Obern (Jung-Stilling)	53
Lavaters Tod (Jung-Stilling)	55
Der Brand (Lichtenberg)	55
„... und dennoch spuk's in Tege!“ (Humboldt)	56
Doppelgänger (Lord Byron)	56
Bist du zufrieden? (Shelley)	57
Ahnung (Marie Antoinette)	58
Napoleons Stern (Napoleon und General Rapp)	59
Er ist es! (Napoleon und Steingel)	59
Der Schloßgeist von Bayreuth (General d'Espagne)	60
Bestrafter Ehrgeiz (Napoleon und de Cervoni)	61
Napoleon und die Weiße Frau	61
Erfüllte Ahnung (General Montbrun)	62
Der Tod des Marschalls (Bessières)	63
Das Gesicht der Mme. Thayer (General Bertrand)	63
Die Weiße Frau im Berliner Schloß (Luise v. Preußen)	64
Schweigen (Prinz Louis Ferdinand)	64
Blüchers Visionen	67
Das Gespenst im Schlafrock (Arndt)	69
Mütterliche Ahnungen (Arndt)	69
Nimm dich der Kleinen an (Arndt)	70

Die Grabinschrift (Arndt)	71
Tag- und Nachtgespenster (Jean Paul)	71
Die getreue Gattin (E. T. A. Hoffmann)	72
Der Tod des Vaters (Chr. v. Schmid)	73
Der Karmeliter (Chr. v. Schmid)	73
Der graue Schloßgeist (Eichendorff)	74
Peinliche Enthüllung (Zschokke)	76
Venus von Milo (Konsul Brest)	78
Jugendgesichte eines alten Mannes (Kügelgen)	78
Der 12. Oktober (König Max Joseph)	80
Uble Vorbedeutung (Karl X.)	81
Die Dual der Gesichte (Justinus Kerner)	81
Das doppelte Ich (Justinus Kerner)	82
Die Seherin von Prevorst (Friederike Hauffe)	83
Gefängnis-Spuk (Theobald Kerner)	84
Die Alexanderkage (Theobald Kerner)	85
Das Todesdatum (Gustav Schwab)	87
Der gespensternde Freund (Lenau)	88
Mörikes seltsame Erlebnisse	88
Das geheimnisvolle Kalenderblatt (Mörike)	89
Das Pfarrhaus in Kleversulzbach (Mörike)	90
Geheimnisvolle Übertragung (Mörike)	91
Rätselhafte Musik (Mörike)	92
Spuk im Gartenhaus (Geibel)	93
Wahetraum (Schopenhauer)	94
Verzauberte Landschaft (Grillparzer)	94
Der Pokal (Holtei)	95
Vision am Schreibpult (Holtei)	95
Unheimliche Stätten (Wolfgang Menzel)	96
Spuk im Atelier (Ludwig Richter)	97
Tröstende Klänge (Perty)	98
Prophezeiter Ruhm (Andersen)	98
Die schwarze Gondel (Richard Wagner)	99
Der heßsichtige Doktor (Friedr. Wilh. Weber)	100
Der schwarze Hund (Seb. Brunner)	102
Das Abschiedszeichen (Storm)	103
Der eifersüchtige Freund (Scheffel)	105
Rätselhafte Lichterscheinung (Hans Thoma)	105
Der Parforceritt (Prinz zu Hohenlohe)	106

Unerklärliche Geistergeschichte (Graf zu Pfeil)	108
Die Gesichte des Generals (Steinmetz)	110
Karlsbader Sprudel (Wilhelm I.)	112
Sonderbare Konstruktionslösung (Alfred Krupp)	113
Clairvoyance (Carl Schurz)	114
„Sie werden Senator sein“ (Carl Schurz)	116
Der Geist des Vaters (Von der Goltz)	117
Hancos Lebensbaum (Helene von Dönniges)	118
Im Hahn des Jettatore (Offenbach)	119
Der Geist der Verstorbenen (Stanley)	120
Die Erscheinung des Selbstmörders (Carl Peters)	121
Der Tod im Wasser (Dr. von Gudden)	123
„Der König ist tot!“ (Serrano)	123
Spuk im Winterpalais (Zar Nikolaus II.)	124
„W W II.“ (Lily Braun)	125
Die Dame in Grau (Hindenburg)	126
Das Traumgesicht des Bischofs (Erzherzog Frz. Ferdinand)	128
„Feuer! Feuer!“ (Charles Richet)	129
Sinnbild des Todes (Segantini)	129
Todesbotschaft (Meunier)	130
Psychische Ströme (Strindberg)	130
Geheimnisvolle Musik (Heidenstam)	132
Der 23. (Dauthendey)	133
Rätselhafte Geruchswahrnehmung (Dauthendey)	133
Spuk in Prag (Frhr. von Reznicek)	134
Die Taschentuch-Elevation (Thomas Mann)	136
Die Todesvisionen der Tänzerin (Duncan)	137
Ehlfestererlebnis (Oskar A. H. Schmitz)	138
Das skizzierte Phantom (Kubin)	139

Dieses Buch will nichts beweisen und nichts widerlegen. Es will als Lesebuch genommen sein über ein allerdings nicht nur spannendes, sondern auch nachdenkenstwertes Thema. Deshalb kommen hier nur Persönlichkeiten zu Wort, die an sich so bedeutend sind, daß man ihre Aussagen schon biographisch hoch anschlagen muß. Auch wurden vorwiegend Selbstaussagen und unmittelbar bezeugte Erlebnisse aufgenommen, nicht die Legion von mehr oder weniger ausgeschmückten und ausgedeuteten Geschichten.

Die verlorene Handschrift

Alighieri Dante, geboren im Jahre 1265 in Florenz, gestorben am 14. September 1321 in Ravenna, italienischer Dichter, sein berühmtestes Werk, die Divina Commedia, beendete er kurz vor seinem Tod.

Nach dem Tode Dantes bemerkte man, daß bei der „Göttlichen Komödie“ der 13. Gesang fehle. Der Meister hatte ihn sicher beendet; aber trotz allen Bemühens war er nicht mehr aufzufinden. — Acht Monate nach seinem Tod kam dessen Sohn Jacobus Alighieri zu Pietro Giardino, einem langjährigen Schüler Dantes. Als sie in einem stillen Gemach Giardinos beisammen saßen, erzählte Jacobus, er habe seinen Vater mit leuchtendem Anflitz gesehen. Da fragte Jacobus den Meister, wo dasjenige sei, was man nicht auffinden könne. Darauf schien es Jacobus, als führe ihn der Vater bei der Hand in das Gemach, wo er zu Lebzeiten geschlafen und deutete auf eine Stelle, die er sich genau einprägte. Darauf verschwand die Erscheinung.

Obwohl die Nacht schon vorgeschritten war, machten sich die beiden sogleich auf den Weg und begaben sich in das Haus in Florenz, das Dante einst bewohnte. Genau an der Stelle, die der Geist Jacobus zeigte, fanden sie eine Matte und hinter dieser ein Fenster, von dessen Vorhandensein früher niemand wußte. Dort lag eine Handschrift — es war der 13. Gesang des Paradiso, den man trotz allen Suchens bisher nicht auffinden konnte. Hocherfreut schickten sie das Gefundene an Messer Cane della Scala, der es dem Werk einverleibte.

Aus der Vorrede der Originalausgabe
von Vindelin de Spiera, Venezia 1477.

Der fliegende Becher

Karl IV., geboren am 14. Mai 1316 in Prag, gestorben am 29. November 1378 daselbst, 1346 deutscher König, 1355 deutscher Kaiser.

„Zu jener Zeit“ — erzählt Karl IV. aus seinem neunzehnten Lebensjahre — „ritten wir eines Tages nach Prag, von da unsern Herrn Vater zu besuchen, der damals in Mähren war, und spät kamen wir im Prager Schloß an, wohnten allda in dem alten Burggräflichen Hause, wo einige Jahre lang die Residenz war, bis das große Schloß

vollendet wurde. Und nun lagen wir nachts in einem Bett und in einem anderen vor uns Busko und Wilhartig der ältere. Es brannte ein großes Feuer im Schlafgemach, denn es war Winterzeit, und viele Lichter brannten im Gemach, so daß es hell genug war, und Türen und Fenster waren alle verschlossen. Wie wir nun am Einschlafen waren, da ging in der Schlafkammer, ich weiß nicht was, hin und her, so daß unser zwei erwachten; wir ließen sodann den genannten Busko aufstehen, nachzusehen was das sei. Dieser ging nun in der Kammer umher, suchte und sah nichts, und konnte nicht das mindeste entdecken. Er machte das Feuer heller und steckte mehr Lichter an und ging zu den Bechern, die voll Wein auf dem Gestell standen, und trank, und setzte einen der Pumpen neben einen großen angezündeten Leuchter, nachdem er getrunken. Darauf legte er sich wieder ins Bett, und wir, in unsern Mantel gehüllt, setzten uns aufrecht ins Bett und hörten das Auf- und Abgehen und konnten doch niemanden sehen. Wie wir nun so mit gedachtem Busko über die Becher und Leuchter hinsahen, da wurde jener Becher, wie wir deutlich sahen, geschleudert, von Gott weiß wem, über das Bett des Busko hinaus, von einem Ende des Gemachs bis zur entgegenstehenden Wand, und von der Wand heftig zurückprallend fiel er mitten ins Zimmer. Dies zu sehen, erschrakten wir nicht wenig, und immer hörten wir das Gehen hin und her, erblickten aber niemanden. Darauf aber machten wir das heilige Kreuzzeichen und schliefen bis zum Morgen. Und wie wir am Morgen aufstanden, fanden wir den Becher mitten in der Kammer liegen, an der Stelle, wo er hingeschleudert wurde und zeigten ihn unsern Leuten, als sie uns den Morgenbesuch machten.“

Selbstbeschreibung der Jugend Karls IV.,
hg. von Böhmer, deutsch von Oelsner, 1899.

Die rollenden Haselnüsse

Martin Luther, geboren am 10. November 1483 in Eisleben, gestorben am 18. Februar 1546 dortselbst, deutscher Reformator.

„Als ich Anno 1521 von Worms abreisete“, erzählte Martin Luther 1546 zu Eisleben, „und bei Eisenach gefangen ward, und auf der Wartburg saß, da war ich fern von Leuten in einer Stuben, und konnte niemand zu mir kommen denn zweien Edelknaben, so mir des Tags zweimal Essen und Trinken brachten. Nun hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte denselbigen in einem Kasten verschlossen. Als ich des Nachts zu Bett ging, zog ich mich in der Stuben aus, tat das Licht auch aus, und mich ins

Bette legte, da kommt mir's über die Haselnüsse, hebt an, und quißt eine nach der andern an die Balken mächtig hart, rumpelt mir ans Bette, aber ich fragte nichts darnach. Wie ich nun ein wenig entschlief, da hatt's an der Treppen ein solch Gepolter, als wüßte man ein Schock Fässer die Treppen hinab, so ich doch wohl wußte, daß die Treppe mit Ketten und Eisen wohlverwahrt, daß niemand herauf konnte, noch fielen so viel Fasse hinunter. Ich stehe auf, gehe auf die Treppe, will sehen was da sei, da war die Treppe zu. Nun kam Hans von Berlifs Frau [Freifrau von Berlepsch] gen Eisenach, und hatte gesehen, daß ich auf der Burg wäre, hätte mich gern gesehen, es konnte aber nit sein. Da brachte sie mich in ein andere Gemach, und hatten die Frau von Berlifs in meine Kammer gelegt. Da hats die Nacht über ein solch Gerümpel in der Kammer gehabt, daß sie gemeint hat, es wären tausend Teufel darinnen. . .“

Colloquia oder Tischreden Doctor Martine Lutheri . . .
Frankfurt/Main 1571, Bl. 205.

Unsichtbare Zurechtweisung

Benvenuto Cellini, geboren am 1. November 1500 in Florenz, gestorben am 14. Februar 1571 daselbst, italienischer Goldschmied und Bildhauer; seine Selbstbiographie wurde durch Goethes Übersetzung sehr bekannt.

Im Jahre 1539 wurde Benvenuto Cellini, zum zweiten Male, auf der Engelsburg gefangen gehalten und dort mit äußerster Strenge behandelt. „Ungefähr anderthalb Stunden des Tages drang ein wenig Widerschein durch ein kleines Loch in die unglücklichste Höhle; nur diese kurze Zeit konnte ich lesen, übrigens war ich Tag und Nacht in der Finsternis, und nicht ohne Gedanken an Gott und unsere menschliche Gebrechlichkeit. Ja, es schien mir gewiß, daß ich in wenigen Tagen mein unglückliches Leben auf diese Weise endigen würde. . . Da ich nun einmal so weit gekommen war, faßte ich Mut, das unglückliche Elend so lange zu erdulden, als meine Kräfte noch hinreichten. . ., aber sobald mir das Licht mangelte, fiel der Verdruß mich wieder an und quälte mich so, daß ich mehr als einmal entschlossen war, mich selbst umzubringen. Weil sie mir aber kein Messer gelassen hatten, so war die Sache schwer zu verrichten. Doch hatte ich unter anderen einmal ein großes Holz zurechtgestellt und wie eine Falle unterstützt und wollte es auf meinen Kopf schlagen lassen, so daß ich gewiß gleich tot geblieben wäre. Als ich nun das ganze Gestelle zurecht gemacht hatte und eben, um loszudrücken, die Hand hineinstreckte, ward ich von

einem unsichtbaren Wesen ergriffen und vier Ellen weit weggeworfen, worüber ich so erschrak, daß ich für tot liegen blieb. Dieser Zustand dauerte von Tages Anbruch bis neunzehn Uhr, da sie mir das Essen brachten.“

Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini,
2. Buch, 13. Kap.

Das Blutmal

Girolamo Cardanus, geboren am 24. September 1501 in Pavia, gestorben am 20. September 1576 in Rom, italienischer Naturphilosoph, Mathematiker und Arzt.

„Es war im Februar des Jahres 1560“, erzählt Cardanus, „ich wohnte und dozierte in Pavia. Da betrachtete ich eines Tages ganz zufällig meine Hände und sehe plötzlich an der Wurzel des rechten Ringfingers die blutrote Figur eines Schwertes. Ich erschrak heftig... Um selben Abend kommt ein Kurier mit einem Brief meines Schwiegervaters, ich soll sofort nach Mailand kommen, mein Sohn sei verhaftet. — Vom folgenden Tag an begann jenes blutige Zeichen 53 Tage lang zu wachsen und immer größer zu werden, bis es schließlich am letzten Tage bis zur Fingerspitze reichte und wie flammendes Blut leuchtete. Ich, der ich nie derartiges geahnt hätte, erschrak, wußte nicht mehr was ich tun sollte. Um Mitternacht [7. April 1560] ward mein Sohn mit dem Schwert hingerichtet, am andern Morgen in der Frühe war das blutige Mal fast ganz erloschen, und einen Tag später war es verschwunden.“

Die Auserkorene

„Ich wohnte vor Jahren“, schreibt Cardanus, „froh und heiter im Städtchen Sacco und lebte in sorglos schönem Dasein: da sah ich mich eines Nachts im Traume in einem überaus herrlichen Garten... Ich stand am Eingang des Gartens, die Türe stand offen. Da sah ich ein Mädchen in ein weißes Gewand gehüllt; ich trete zu ihr, umarme sie, küsse sie... Wenige Tage darauf sah ich unterwegs ein Mädchen, an Gesicht und Kleidung auf ein Haar dem ähnlich, das ich in jener Nacht im Traum gesehen hatte... Ich begann sie zu lieben und nahm die freudig Willige zur Frau.“

Des Girolamo Cardano von Mailand (Bürger von Bologna) eigene Lebensbeschreibung. Übertragen und eingeleitet v. Herm. Hefele, Jena 1914, S. 65, 113.

Sphärenmusik

Jakob Böhme, geboren im Jahre 1575 in Altseidenberg bei Görlitz, gestorben am 17. November 1624 daselbst, deutscher Mystiker.

An seinem Sterbetag rief Jakob Böhme bald nach Mitternacht seinen Sohn Tobias zu sich und fragte ihn, ob er die schöne Musik höre, und als dieser verneinte, gebot er ihm die Türe zu öffnen, um den Gesang deutlicher vernehmen zu können. Später frug er, wieviel Uhr es sei, und da man ihm sagte, es sei zwei Uhr, sprach er: „Das ist noch nicht meine Zeit, nach drei Stunden ist meine Zeit.“ — Nach drei Stunden starb er auch, nachdem er noch manches geordnet und von seiner Frau und seinem Sohn Abschied genommen hatte. Auch sagte er zu seiner Frau, daß sie nicht mehr lange leben werde, was auch zutraf.

Abraham v. Frankenberg, Bericht von dem Leben und Abscheiden Jakob Böhmens, Amsterdam 1682.

Nächtliche Vision

Athanasius Kircher, geboren am 2. Mai 1601 in Geisa (Thüringen), gestorben am 27. November 1680 in Rom, Jesuitenpater, Professor in Würzburg, später in Rom.

Im Jahre 1631, als Kircher im Jesuitenkolleg zu Würzburg lebte und als Lehrer an der Julius-Universität wirkte, waren die Würzburger von langer Sorge erfüllt, denn es ging das Gerücht, der Schwedenkönig näherte sich mit seinem Heere der Stadt. Gegen Mitternacht des 7. September, an dem Gustav Adolph in der Schlacht bei Breitenfeld das Heer der Liga vernichtend geschlagen, erwachte Athanasius Kircher plötzlich aus dem Schlafe, verließ von innerer Unruhe gequält das Lager und schaute durch das geöffnete Fenster seiner Stube in den Hof des Gartens des Kollegiums hinab. Da erblickte er denselben ringsum von Flammen beleuchtet und mitten in der Höhe zwei Haufen kriegerischer Gestalten zu Fuß und zu Ross in einem heftigen, aber geräuschlosen Kampf. Sprachlos vor Schrecken eilt Kircher aus dem Zimmer, um dem Pater Superior des Kollegiums von der seltsamen Erscheinung zu benachrichtigen, kehrt aber aus Besorgnis, seine erhitze Phantasie möge ihm ein Trugbild vorgespielt haben, wieder zurück. Nun beschaut er ein zweitesmal den feurigen Kampf im Hofe, und eilt nochmals zum Superior. Auf dem Wege dahin befallen ihn neue Zweifel an der Wirklichkeit der unglaublichen Erscheinung und er wird nun zum dritten Mal Augenzeuge der gespenstischen Schlacht, die jedoch nun allmählich zu schwinden beginnt. Am

folgenden Morgen erzählt Kircher das nächtliche Schreckbild in seiner Vorlesung mit der Versicherung, es bedeute eine Niederlage des katholischen Heeres und dem Kollegium drohe naher Verfall. Die traurige Vorhersage ging in Erfüllung. Bereits nach einem Monat, am 7. Oktober, fiel die Grenzfestung Königshofen, und am 15. fiel Würzburg in die Hände der siegreichen Schweden. Kircher floh mit den andern Mitgliedern des Ordens nach Italien, ging für die Hochschule verloren und starb hochbetagt 1680 in Rom.

Kircher's Lieblingsschüler P. Kaspar Schott, Professor an der Universität Würzburg, hat diese Vision aus Kircher's Mund selbst vernommen und in seiner „Kuriösen Physik“ der Nachwelt aufbewahrt.

Der schwarze Brasilianer

Baruch Spinoza, geboren am 24. November 1632 in Amsterdam, gestorben am 24. April 1677 im Haag.

In einem an Peter Balling geschriebenen Brief vom 20. Juli 1664 berichtete Spinoza eine seltsame Begebenheit, die er in Rhensburg bei Leyden erlebte:

„Es war gegen Morgen, der Himmel wurde schon lichter, ich erwachte aus einem schweren Schlaf, da erschienen mir die Bilder, die ich im Traum erlebte, gleichsam lebend vor den Augen, als ob sie wirklich wären. Namentlich war es die Erscheinung eines kräftigen schwarzen Brasilianers, den ich nie zuvor gesehen hatte. Das Phantom zerfloß fast ganz, sobald mich etwas anderes in Anspruch nahm. Wenn ich jedoch den Blick wieder der Erscheinung zuwandte, ohne etwas anderes zu fixieren, erschien mir das Bild des Äthiopiens mit der gleichen Deutlichkeit und Lebendigkeit, bis es dann allmählich verschwand.“

„Der Briefwechsel des Spinoza“, hg. von Hugo Ginsberg, Leipzig 1876, S. 73.

Der schwarze Nebel

Johann Dietz, 1665 in Halle geboren, Kurf. preuß. Feldscher und Königl. Barbier, starb nach einem abenteuerlichen Leben in fremden Ländern im Jahre 1738.

Als 1686 Kurfürst Friedrich Wilhelm ein Heer zum Kampf gegen die Türken rüstete, zog Dietz als Feldscher mit den Brandenburgern.

„Destwegen reiste ich nach Berlin mit dem Pferd gegen Abend und lehrte des Nachts bei meiner Muhme Schwester ein, welche auf der Dorothee-Stadt in ein Brauhaus, wie sie da haben, alleine mit einer

Magd wohnete. Sie ließ mir was zu essen machen und machte mir ein Bett in der Stube, zwischen dem Ofen und der Stubentür. Sie schlief auch mit der Magd in der großen Stube.

Als ich mich gegen 11 Uhr zu Bette gelegt, und sie auch eingeschlafen waren, hörte ich ein grausam Lornieren im Haus, welches meine Furcht vermehrte, weil im Stall, da ich das Pferd abgefaltet und gefüttert, ... alle Haar ihm zu Berge gestanden und das Pferd übelgetan, gebrauset und weder fressen noch saufen wollen. Das Gepolter im Hause währte ziemlich lange, bis endlich etwas zur Treppe herunter kam, über das Haus, im Hof zu plumpen anfing. Ich wußte, daß sonst kein Mensch im Hause war. Destwegen die Furcht und Angst sich mehrte. Aus dem Hof kam es rein in die Küche. Und war, als wie es einheizte; maßen ich das Geräusch im Ofen hörte. Ich schwigte vor Angst und wußte nicht, was ich machen sollte. Die Licht waren inzwischen ausgegangen. Ich rufte und schrie sie zu wecken. Aber nichts. Endlich kam es aus der Küche, ging die Stubentür vorbei und noch die Haustür, welche aufging und wieder stark zugeschlagen wurde. Ich hörte, daß es an der Stubentür grappelte, als könnte es den Drücker nicht finden. Sogleich machte es die Stubentür auf, so stark, daß die Tür an meinem Bett prallte. Hier war nicht länger zu liegen möglich. Und hatte ich vorher gebetet, was ich nur wußte, so tate ich Flüche, welche sonst nicht getan. Damit sprang ich aus dem Bette und schlug die Tür mit Gewalt wieder zu. Ging bei die Frau Muhme, kriegete sie beim Arm und werfete sie endlich auf, welche sagte: „Was ist denn, was ist denn?“ — „Ach, Frau Muhme, ich weiß nicht, ob der Teufel oder seine Großmutter im Hause ist. Ich kann nicht bleiben.“ — Und wem sollte nicht Angst sein, wenn zu Mitternacht, ohne Licht, das Gespenste, so die Tür aufsprellet und über ihm schnaubet, wie ein Dohse, wenn es auch gleich der beherzteste Mensch von der Welt wäre?

Allein die Frau Muhme selig mußte schon die Sache wissen, weil sie sagte: „Je, Herr Better, sei er doch stille, es wird ihm nichts tun.“ — Ich sagte: „Ei, das ist mir ungelegen, ich könnte den Tod von'm Schrecken haben.“

Die Magd schlief immer fort. Ich kriegete sie bei einem Bein, zog so lange, bis sie aufgewacht und zwei Licht angezündet hatte. Unter währendem Anzünden des Lichtes fuhr ein schwarzer Nebel in der Stube hin und her. Weiter haben wir nichts gesehen.

Ich habe nachher der Sache nachgedacht, daß es omina und Vorspiel meines ungarischen bevorstehenden Feldzuges gewesen. Und hätte mich vor selbigen warnen lassen sollen. Wie ich in Spandau getan als ich

einstmals mit den Kunstpiepern (so da Wache halten mußten) auf dem Turme geschlafen. Als sie des Morgens in der Kirche zu läuten anfangen, fing auch mein Rock, Stock und Degen wie auch das Bette an, sich heftig zu bewegen, daß ich vermeinet: der Turm fiel den Augenblick ein. Da rappte ich meine Sachen in der Geschwindigkeit zusammen und lief nackend herunter! Warum floh ich auch nicht vor diesem gefährlichen Marsche, da es mir so übel und erbärmlich ging?“

Meister Johann Dietz, des Großen Kurfürsten Feldscher u. Königl. Hofbarbier.
Nach der Handschrift der Preuß. Staatsbibliothek zum ersten Male in Druck gegeben von Ernst Consentius [1915]. 36.—38. Taus., Halle/Saale 1935, S. 33ff.

„Da rasete alles im Hause...“

Johann Gottfried Schupart, geboren am 22. Oktober 1677 zu Heinsheim in Franken, gestorben am 3. August 1730 in Schwalbach, Superintendent und Professor an der Universität Gießen.

In Schupart's Hause in Pfedelbach ereignete sich im Jahre 1703 folgende Spukbegebenheit, die der Betroffene also schildert: „Ich lag in meinem Kabinett im Bett und schlief... da kam es um 1 oder 2 nach Mitternacht an die Tür, und schlug diese mit einer solchen Heftigkeit zu, als wenn sie sollte in Stücke fahren. Des folgenden Abends setzte die Magd das Licht auf den Tisch, da wurde es auf den Boden geschleudert, aber es blieb dort brennend und aufrecht stehen. Hernach fuhr es immer weiter fort, es war mir, als slogen mir Steine von 6, 8, 9—10 Pfund an den Kopf, und zwar so geschwind, als wenn sie von einem Bogen abgeschossen würden, und durch die Luft piffen, daß die ganzen Fenster mit Steinen und Blei hinausfuhren, mich aber hat keiner getroffen, nur fast alle Tage hatte ich neue Fenster zu machen. Es hat auch meine Frau in Gegenwart von 12 Personen einmal auf die Backen geschlagen. Ich lag einmal im Bett, da warf es die Tranchiergabel nach mir, allein nur der Stiel traf mich, das Messer folgte der Gabel sogleich nach, aber ich blieb immer unbeschädigt. Ich saß einmal in der Stube im Hemd, da fuhr mir ein sehr spitzes Messerlein an die Seite, wie es nun meine Frau sausen hörte, sprach sie: ‚Du hast gewiß etwas bekommen?‘ Sah ich nach, so steckte das Messer da, aber mir war nichts. ‚Da sieh, tutelam divinum‘, sagte ich, da fuhr ein pfündiger Stein mir an den Kopf her und schmiß das Fenster aus...“

Als ich einstmals in die Kirche gehen wollte, war meine Perücke fort... Als ich nun mit einer fremden Perücke auf die Kanzel kam, mutmaßte gleich jedermann, es müßte mir wieder etwas passiert sein, ich wurde bestwegen gleich nach der Predigt zum Grafen gerufen, mit

ihm zu speisen, da wollte ich meinen neuen Rock anziehen, aber es war ein Armel heraus, ich ließ mir den alten Rock holen, wie der kam, war auch nur ein Armel daran, da rasete alles im Hause, die Meerkatze und zwei Turkeltauben, und alles was im Hause und in der Stube war, turnierte und rasete immerfort.“

„Teuflische Anfechtungen... so [Schupart] ehedeseu zu Fedelbach begegnet, von Ihme selbst erzehlet und 1725 nachgeschrieben von J. M. Bindewald.“

Das Abschiedszeichen

Elisabeth Charlotte von der Pfalz, genannt Liselotte, geboren am 27. Mai 1652 in Heidelberg, gestorben am 8. Dezember 1722 in St. Cloud, Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig, vermählte sich 1671 mit Herzog Philipp I. von Orleans; sie lebt durch ihre Briefe in der Nachwelt fort.

Am 27. April 1719 schrieb Liselotte an Luise, Raugräfin von der Pfalz, zweite Gemahlin ihres Vaters, aus Paris einen Brief und schildert darin folgende merkwürdige Begebenheit: „Die Prinzess von Lorent, meine Tante, hat mir erzählt, daß im Haag denselben Tag und Stund, daß ihr Onkel, Landgraf Fris, unkommen, als sie im Vorholz mit meiner Tante spazierte, der Frau Abtissin, so damals noch bei ihrer Mutter, der Königin von Böhmen war; sie hatten einander unter dem Arm, auf einmal ließ die Prinzess von Lorent einen Schrei und sagte, jemand drücke ihr den Arm abscheulich. Man besah den Arm, da sah man vier Finger und einen Daumen markiert ganz blau, blau. Sie schrieb gleich auf, was geschehen war, und sagte dabei: ‚Mein Onkel, Landgraf Fris, muß tot sein, denn er hat mir versprochen, mir ganz gewiß Adieu zu sagen.‘ Man schrieb es auf; es fund sich hernach, daß er selbigen Tag umkommen wäre.“ —

Am 14. November 1720, schrieb Liselotte aus St. Cloud dem Geheimen Rat Friedr. von Harling: „Die Königin-Mutter hatte ein Appartement vor sich bei der Galerie d'Ulysse [im Schloß Fontainebleau] zu recht machen lassen, ihre Kammerweiber mußten nachts durch diese lange Galerie gehen, die haben den König Franz im grünen geblühten Nachrock spazieren sehen. Mir aber hat er die Ehre nicht tun wollen, sich zu weisen. Ich muß nicht in der Geister Gnaden stehen; ich hab zehn Jahr in der Kammer geschlafen, wo die vorige Madame gestorben, und mein Leben nichts sehen können. Aber das erstemal, daß Monsieur le Dauphin [der erste Dauphin, Sohn Ludwigs XIV.], drin geschlafen, ist ihm seine Tante, die verstorbene Madame, erschienen. Er hat es mir selber erzählt. Es kam ihm eine Not an, stund auf und setzte sich auf einen Nachstuhl, so neben dem Bett stund, und

verrichtete, mit Verlaub zu melden, seine Notdurft. Wie er in voller Arbeit war, hört er die Tür, so nach dem Salon ging, aufgehen und sah eine gepuhte Dame mit einem braunen Kleid, einem schönen gelben Unterrock und gar viel gelben Band auf dem Kopf, hereinkommen; die hat den Kopf gegen die Fenster gedreht; Monsieur le Dauphin meinte, es wäre die junge Herzogin von Foix; er lachte und dachte in sich selber, wie diese Dame erschrecken würde, wenn sie ihn da in der Nische sollte im Hemd sitzen sehen, fing deswegen an zu husten, um ihr den Kopf und das Gesicht auf seine Seite drehen zu machen, welches diese Dame auch tat. Aber anstatt der Herzogin Foix sieht er die verstorbene Madame, so eben war, wie er sie das letztmal gesehen. Anstatt der Dame bange zu machen, erschrak er selber so schrecklich, daß er mit aller Macht zu Madame la Dauphine, so schlief, ins Bett sprang. Die wurde über seinen Sprung wacker, sagte: „Was haben Sie denn, Monseigneur, also zu springen?“ Er sagte: „Schlafen Sie, ich werde es Ihnen morgen erzählen.“ Den andern Tag, wie sie wacker werden, fragte sie ihn, was ihm denn nachts gefehlt hätte, daß er so erschrocken? Er erzählte ihr sein Abenteuer. Madame la Dauphine fragte mich, ob ich nie nichts in der Kammer verspürt hätte? Ich sagte ‚nein‘. Ich ging zum Dauphin und fragte Ihre Liebden, der erzählt es mir von Wort zu Wort ebenso. Monsieur le Dauphin ist all sein Leben drauf geblieben, daß diese Historie wahr sei...“

Die Briefe der Liselotte von der Pfalz... Ausgewählt...
von C. Künzel, Ebenhausen 1916, S. 386, 425/6.

Der Schloßgeist von Monbijou

Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, geboren am 3. Juli 1709 in Berlin, gestorben am 14. Oktober 1758 in Bayreuth, Schwester Friedrich II. von Preußen, vermählte sich 1731 mit dem späteren Markgrafen Friedrich von Bayreuth; sie schrieb berühmte gewordene Memoiren.

Es war im August 1730. König Friedrich Wilhelm I. war von Berlin nach Ansbach abgereist. Während seiner Abwesenheit hielt die Königin viermal in der Woche Appartement im Schloß Monbijou. Dort ereignete sich am 14. August der folgende Vorfall:

„Am demselben Abend wollte sich eben die Königin auskleiden und die Bülow [erste Hofdame der Königin] saß neben ihr, als sie im Nebenkabinett einen furchtbaren Lärm hörten. Dieses prachtvolle Kabinett war mit Bergkristall und anderen Edelsteinen von außerordentlichem Werte geschmückt, ohne die kunstvollen Gold- und andern Arbeiten zu

rechnen, die sich darin in großer Anzahl befanden. Zwischen diesen sonderbaren Stücken standen alte japanische und chinesische Porzellanvasen von ungeheurer Größe. Die Königin glaubte zuerst, eine dieser großen Vasen sei heruntergefallen und habe den Lärm verursacht, als aber die Bülow hineingegangen, war sie sehr verwundert, nichts in Unordnung zu finden. Kaum war sie aber zurückgekommen und die Tür wieder geschlossen, als der Lärm von neuem anfing. Dreimal wiederholte sie ihren Besuch in Begleitung einer Kammerfrau der Königin und fand immer alles in der vollkommensten Ordnung. Endlich hörte der Lärm im Kabinett auf, aber ihm folgte ein noch viel fürchterlicherer in einem Korridor, der die Zimmer des Königs von denen der Königin trennte und die Verbindung derselben ausmachte. Niemand ging durch ihn als die Kammerbedienten und deshalb standen zwei Wachen an beiden Enden, um den Eintritt zu verwehren. Die Königin, neugierig zu wissen, was den Lärm hergebracht habe, befahl ihren Frauen dies zu untersuchen. Die Furcht entlarvte hier die falsche Anhänglichkeit der Kammerfrau und Günstling der Königin]. Sie wollte nicht mit der Königin gehen und entfloh, um sich in das benachbarte Zimmer zu verstecken. Zwei ihrer Kameradinnen begleiteten nebst der Bülow die Königin und kaum hatten sie die Tür geöffnet, als fürchterliches Gewimmer, durch Geschrei, das sie vor Furcht erzittern ließ, erhöht, an ihre Ohren drang. Nur die Königin behielt ihre Festigkeit. So wie sie in den Korridor trat, ermutigte sie die Andern nachzusehen, was es sein könne. Sie fanden alle Türen verriegelt. Nachdem sie sie geöffnet, untersuchten sie alles umher, aber ohne etwas zu finden. Die beiden Wachen waren halb tot vor Schrecken. Diese Leute hatten ganz in ihrer Nähe dasselbe Gewimmer und Geschrei gehört, aber ohne etwas zu sehen. Die Königin fragte sie, ob jemand zu dem König gegangen sei, sie versicherten aber das Gegenteil. Nun kehrte sie etwas betroffen in ihr Zimmer zurück und erzählte mir am folgenden Tage dieses Abenteuer. Ob sie nichts weniger als abergläubisch war, befahl sie mir doch, den Datum aufzuschreiben, um zu sehen, was dieser Lärm angezeigt habe.“

Das geschah am selben Abend, an dem der König den Kronprinzen Friedrich, den späteren König Friedrich II., verhaften ließ, um ihn wegen Desertation vor ein Kriegsgericht zu stellen.

*

Am 30. September 1733 war der Markgraf von Bayreuth mit dem Erbprinzen, Wilhelmines Gemahl, zur kaiserlichen Armee in die Gegend von Heilbronn abgereist. Sie waren schon mehrere Wochen abwesend,

als sich im Bayreuther Schloß eine Spukbegebenheit zutrug, die Markgräfin Wilhelmine folgendermaßen mitteilt:

„Die Appartements des Erbprinzen bestanden in zwei großen nebeneinander liegenden Zimmern und einem Kabinett an der Seite. Diese Zimmer hatten nur zwei Ausgänge, den einen durch meine Schlafkammer und den andern durch einen kleinen Vorfaal, worin zwei Schildwachen standen und einer der Bedienenden des Prinzen in der Nacht vom 7. zum 8. November schlief. Diese drei Leuten hörten im großen Zimmer lange Zeit hin- und hergehen, dann Klagen und endlich furchtbares Wimmern. Sie traten mehrere Male in dasselbe, ohne etwas zu sehen, sobald sie es aber verlassen hatten, fing der Lärm von neuem an. Sechs Schildwachen, welche während der Nacht dort abgelöst wurden, bezeugten alle dasselbe. Auf den Bericht, den man darüber an den Marschall von Reigenstein abstattete, wurde die Sache streng untersucht, ohne daß man entdecken konnte, was es gewesen. Man machte mir ein Geheimnis daraus. Einige Personen behaupteten, es sei die Weiße Frau, die meinen Tod anzeige, andere fürchteten, es möchte dem Erbprinzen ein Unglück widerfahren sein. Diese letztere Besorgnis wurde bald zerstreut, denn am 11. November kam der Markgraf mit dem Erbprinzen nach Bayreuth zurück. Kaum waren sie angelangt, als ein Kurier mit der Trauerbotschaft vom Ableben des Prinzen Wilhelm, meines Schwagers, ankam, und was das Sonderbarste dabei, dieser Prinz war in derselben Nacht gestorben, wo man den Lärm im Schlosse gehört hatte. Er war mit dem Prinzen von Kulmbach von Wien zu seinem Regiment, das in Cremona lag, abgereist. Kaum dort angekommen, bekam er die Blattern, die ihn in zwei Tagen dahintrasteten.“

Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth.
Berlin 1929, I 166/7; II 110/111.

Das Phantom des Königs

Kurfürst August II. von Sachsen, wegen seiner ungewöhnlichen Körperkraft „der Starke“ genannt, ab 1697 auch König von Polen, geboren am 12. Mai 1670 in Dresden, gestorben am 1. Februar 1733 in Warschau.

Im Januar 1733 erkrankte August der Starke bei einem Besuch am preussischen Hof. Als er die Heimreise antrat, befahl König Friedrich Wilhelm I. seinem Minister Grumkowi, den König von Polen bis an die Grenze zu begleiten und ihn in einem preussischen Schloß nochmals standesmäßig zu bewirten. Zwar hatten die Ärzte den Polenkönig vor starken Getränken gewarnt, als aber der kranke König gleichsam noch

zu guter Letzt einige Bouteillen Champagner verlangte, gab Grumkowi nach. Um andern Morgen setzte der König seine Reise fort, wobei er nur mit einem Hemd und einem kurzen polnischen Pelz bekleidet war.

Einige Tage später — in der Nacht des 1. Februar 1733 — bemerkte Grumkowi, daß sich die Tür des Vorzimmers, worin der Kammerdiener schlief, öffnete. Wie erstaunte er, als er deutlich die Gestalt des polnischen Königs — so bekleidet wie er ihn zum letztenmal gesehen, aber mit geschlossenen Augen — auf sich zukommen sah und ihn mit folgenden Worten ansprach: „Mon cher Grumkowi! Je viens de mourir ce moment à Varsowic!“ Dann schritt er wieder zur nämlichen Tür hinaus, durch welche er hereingekommen. Grumkowi klingelte und fragte den zur selben Tür herbeieilenden Kammerdiener: ob er den nicht gesehen habe, der soeben herein- und hinausgegangen sei? — Aber der Kammerdiener hatte nichts gesehen.

Vierzig Stunden nachher traf aus Warschau die Nachricht in Berlin ein, daß der König von Polen in der nämlichen Stunde, in der Grumkowi die Erscheinung gesehen hatte, in Warschau gestorben war. —

Auch die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth erwähnt diese seltsame Begebenheit, wenn auch nicht in der gleichen Weise. Sie hielt sich zur genannten Zeit in Potsdam auf und war Zeugin, als Grumkowi ihrem Vater, dem preussischen König, den Vorfall berichtete.

„Der König“, führt sie aus, „war in dieser Zeit durch die Nachricht vom Ableben des Königs von Polen sehr betrübt. Dieser war in Warschau gestorben, wohin er zum Landtag gereist war. Grumkowi hatte ihn noch unterwegs zu Frauenblatt gesprochen, [wohin der Minister ihn im Auftrag des Königs begleitete]. Sie tranken... sich tüchtig Ungarwein zu, was das Ende [des polnischen Königs] beschleunigte. Der Abschied, den er von diesem Minister, den er sehr liebte, nahm, war außerordentlich zärtlich. ‚Adieu! mein lieber Grumkowi‘, sagte er zu ihm, ‚ich werde Sie nicht wiedersehen.‘

Einige Tage vor der Ankunft des Kuriers sagte Grumkowi zum König in meiner und vieler Zeugen Gegenwart: ‚Ach, Ew. Majestät, ich bin in Verzweiflung, der arme Herr ist tot! Ich war diese Nacht ganz wach, da öffnete sich auf einmal mein Bettvorhang; ich sah ihn, er trug ein Totenhemd, er hat mich starr angesehen; ich wollte aufstehen, da ich ganz bestürzt war, aber das Phantom verschwand.‘“

Heinrich Jung-Stilling, Theorie der Geisterkunde,
Stuttgart 1808;

Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth,
Berlin 1929, Bd. II, S. 71/72.

Die Kaiserin als Doppelgängerin

Zarin Elisabeth von Rußland, geboren am 29. Dezember 1709 in St. Petersburg, gestorben am 5. Januar 1762 daselbst, Tochter Peters des Großen, wurde 1741, nach dem Sturz der Regentin Anna Leopoldowna, zur Zarin ausgerufen.

„In dem kaiserlichen Palast zu St. Petersburg war es Sitte, daß in gewissen Zimmern und Sälen desselben eine adlige Leibgarde Wache hielt.

Dies war nun auch in einer Nacht im Thronsaal zu Elisabeths Zeiten der Fall. Da geschah es, daß nicht nur einer, sondern mehrere, und hierauf die ganze Zahl der Wächthabenden, zu ihrem außerordentlichen Erstaunen die Zarin, die sie um diese Zeit der Mitternacht doch schlafend wußten, in ihrem kaiserlichen Ornat auf dem Throne sitzen und ernst auf sie niederblicken sahen. Sie wußten nicht, war es Wirklichkeit oder Traum, und keiner hatte den Mut, die Gestalt anzusprechen oder gegen den Thron vorzuschreiten. Während die Wache aufs höchste erstaunt war, suchte ihr Chef, Graf v. D., das Zimmer der diensttuenden Hofdame, der Gräfin von N., zu erreichen, und ihr den außerordentlichen Vorfall im Thronsaal mitzuteilen. — ‚Das ist unmöglich‘, sprach diese, ‚ich weiß gewiß, daß die Zarin in festem Schlafe liegt: denn ich vernahm soeben bei halbgeöffneter Türe ihre Atemzüge.‘ — Sie trat leise ein und fand auch die Zarin wirklich fest schlafend. Aber Graf D. ruhte nicht, die Hofdame mußte mit ihm in den Thronsaal. Sie trat ein, und wie groß war auch ihr Erstaunen, als nun auch sie die Zarin auf dem Throne sitzen und ernst zu ihr niederblicken sah. Sie eilte in das Schlafzimmer der Kaiserin zurück, fand diese noch schlafend, weckte sie aber und erzählte ihr, was sie im Thronsaal gesehen hatten. Die Zarin, begierig sich selbst davon zu überzeugen, erhob sich und ging, begleitet von der Hofdame, in den Thronsaal. Und siehe, da saß sie noch. Die Zarin sah sich nun selbst, wie sie ernst und stumm auf sie und alle anderen niederblickte.

‚Ich befehle euch‘, sprach die Zarin mutig zur Wache, ‚tretet vor und gebt Feuer auf dieses Scheinbild!‘ Da flogen die Kugeln durch die Gestalt in die Wand und die Erscheinung zerfloß im Pulverdampf. Aber die Zarin ergriff hierauf eine ernste Ahnung und als sie aus dem Saal trat, sprach sie: ‚Meine Kinder, ich werde nicht lange mehr bei euch sein!‘

Drei Monate später erfolgte auch wirklich der Tod der Zarin Elisabeth. Die Kugeln, die dazumal in die Wände des Thronsaales fuhren, hat man später noch unter der neuen Samtverkleidung, die inzwischen diese Wände erhielten, fühlen können.

Dies ist die Erzählung eines sehr rechtschaffenen, wahrheitsliebenden Obersten, der jenem Hofe sehr nahe steht.“

Blätter aus Prevorst, hg. von Justinus Kerner.
5. Sammlung, Karlsruhe 1834, S. 92–94.

Der wahrsagende Gärtner

Zarin Katharina II. von Rußland, geboren am 2. Mai 1729 in Stettin, gestorben am 17. November 1796 in St. Petersburg, Prinzessin von Anhalt-Zerbst, vermählte sich 1745 mit dem russischen Thronfolger, bestieg 1762 den Thron, nachdem ihr Gemahl Peter III. gestürzt und ermordet wurde.

„Ich hatte damals (Ostern 1755) den Einfall, mir in Dranienbaum einen Garten anzulegen, und da ich wußte, daß der Großfürst keinen Zoll Erde dazu hergeben würde, bat ich den Fürsten Golizyn, mir einen Raum von dreihundert Loisen nutzlosen und seit langer Zeit brachliegenden Landes, das er nahe bei Dranienburg besaß, zu verkaufen oder abzutreten... Ich fing also an Pläne zu machen und zu pflanzen, und da es das erstemal war, daß ich mich mit Bauplänen befaßte, so nahmen sie große Dimensionen an. Mein alter Arzt Syon, der dies sah, sagte zu mir: ‚Wozu soll das? Denken Sie an mich, ich sage Ihnen im voraus, daß Sie dies alles eines Tages aufgeben werden.‘ Seine Prophezeiung erfüllte sich, aber ich bedurfte damals einer Unterhaltung, und die erwähnte war von der Art, daß sie meine Phantasie anregte.

Ich bediente mich zur Anpflanzung meines Gartens zuerst des Gärtners von Dranienbaum, namens Lambert. Er war schon im Dienste der Kaiserin [Elisabeth], als sie noch Prinzessin war, auf dem Gute Zarskoje Selo gewesen und von dort nach Dranienbaum versetzt worden. Er gab sich mit Prophezeiungen ab, von denen unter anderen die für die Kaiserin sich erfüllt hatte. Er hatte nämlich vorausgesagt, daß sie den Thron besteigen werde. Auch mir hat er, so oft ich es hören wollte, gesagt und wiederholt, daß ich souveräne Kaiserin von Rußland werden, daß ich Söhne, Enkel und Großkel haben und in hohem Alter, über achtzig Jahre alt, sterben würde. Ja, noch mehr; er nannte sogar das Jahr meiner Thronbesteigung sechs Jahre, bevor dies Ereignis tatsächlich eintrat. Es war ein sehr merkwürdiger Mensch, und er sprach mit einer Zuversicht, in der nichts ihn zu erschüttern vermochte. Er behauptete, die Kaiserin zürne ihm, weil er prophezeit habe, was eingetroffen sei, und sie habe ihn von Zarskoje Selo nach Dranienbaum geschickt, weil sie ihn fürchte.“

„Denkwürdigkeiten der Kaiserin Katharina II. von Rußland“,
Ebenhausen 1916, S. 186/7.

Der Brand von Stockholm

Emanuel von Swedenborg, geboren am 29. Januar 1688 in Stockholm, gestorben am 29. März 1772 in London; schwedischer Mystiker.

Am 19. Juli 1759 gegen 4 Uhr nachmittags stieg Swedenborg, aus England kommend, zu Göttenburg ans Land. Am gleichen Abend war er bei einem Kaufmann namens William Castel in Gesellschaft mit noch fünfzehn Personen zu Gast. Gegen 6 Uhr trat nun Swedenborg aus dem Hause und kam entfarbt ins Gesellschaftszimmer zurück. „Meine Damen und Herren“, berichtete er bestürzt, „jetzt eben ist am Södermalm in Stockholm ein schrecklicher Brand ausgebrochen, das Feuer greift immer mehr um sich.“ Die Gesellschaft war fürs erste betreten und setzte heimlichen Zweifel in die Zurechnungsfähigkeit des seltsamen Mannes, liegt doch Göttenburg über 50 Meilen von der schwedischen Hauptstadt entfernt. — Swedenborg aber war aufs höchste beunruhigt und trat des ofteren auf die Straße, zurückgekehrt sagte er dann, daß das Haus seines Freundes schon in Asche läge und sein eigenes in Gefahr sei. Um 8 Uhr aber, als er wieder herausgetreten war, berichtete er freudig: „Gottlob, der Brand ist gelöscht, die dritte Türe vor meinem Hause!“ — Die Nachricht brachte nicht nur die Gesellschaft, sondern die ganze Stadt in Bewegung und noch am Abend erhielt auch der Gouverneur von Göttenburg davon Kunde. Dieser ließ Swedenborg zu sich kommen und befragte ihn darum. Swedenborg beschrieb den Brand genau, wie er angefangen und aufgehört hatte und die Zeit seiner Dauer. Weil nun auch der Gouverneur darauf geachtet hatte, verursachte die Schreckenskunde eine noch stärkere Aufregung in der Stadt, zumal viele wegen ihrer dortigen Freunde und Güter besorgt waren. Am Montag abend kam nun eine Estafette, die von der Kaufmannschaft in Stockholm während des Brandes ausgeschickt war, in Göttenburg an. In dem Brief war der Brand ganz auf die erzählte Art beschrieben. Am Dienstagmorgen endlich traf ein königlicher Kurier beim Gouverneur ein und berichtete von dem Brand, dem Verlust, den er verursacht und von den Häusern, die er betroffen hatte. Die Nachricht aber war nicht im mindesten von der Swedenborgs unterschieden, auch war der Brand genau um dieselbe Zeit, die dieser angegeben hatte, gelöscht worden.

Immanuel Kant, der das Geschehnis in einem Brief vom 10. August 1759 an Fräulein Charlotte von Knobloch erwähnt, führt in demselben aus: „Was kann man wider die Glaubwürdigkeit dieser Begebenheit anführen? Der Freund, der mir dieses schreibt, hat alles das nicht allein in Stockholm, sondern vor ungefähr zwei Monaten in Götten-

burg selbst untersucht, wo er die ansehnlichsten Häuser sehr wohl kennt und wo er sich von einer ganzen Stadt, in der doch die meisten Augenzeugen noch leben, hat vollständig belehren können.“

Immanuel Kant, Träume eines Geistersehers, Leipzig o. J., S. 47, 73, Anm. S. XXVIII ff.

Die vorgefundene Quittung

Mdme. Marteville, Witve des holländischen Envoyé am schwedischen Hof in Stockholm, wurde einige Zeit nach dem Tode ihres Mannes von einem Goldschmied namens Croon um die Bezahlung eines von ihm gefertigten Silberservices gemahnt. Die Witve war zwar überzeugt, daß die Wirtschaft ihres verstorbenen Gemahls viel zu genau und ordentlich gewesen war, als daß er die Schuld nicht beglichen hätte, nichtsdestoweniger aber fand sie in den hinterlassenen Papieren ihres Mannes keinen Beleg hiefür vor. In dieser Bekümmernis und weil der Wert ansehnlich war, nahm sie Zuflucht mit ihrem Anliegen bei Herrn von Swedenborg. Sie hatte nämlich gehört, daß er mit Abgeschiedenen im Verkehr stehe und hoffte, daß er ihr auch aus der andern Welt von ihrem verstorbenen Gemahl Nachricht verschaffen könnte, welche Bewandnis es mit der gedachten Forderung habe. Herr von Swedenborg versprach es zu tun. — Schon nach wenigen Tagen erschien er wieder und erstattete der Dame Bericht. Er habe von ihrem verstorbenen Mann erfahren, daß die Schuld bereits 7 Monate vor dessen Tod bezahlt worden sei. Die Quittung läge in einem Schranke, der sich im oberen Zimmer befände. Die Witve erwiderte, daß dieser Schrank ganz aufgeräumt sei und daß man unter allen Papieren diese Quittung nicht gefunden hätte. Swedenborg sagte hierauf, daß sie sich trotzdem dort befände, ihr Mann hätte die Stelle auf das Genaueste beschrieben: zöge man an der linken Seite jenes Schrankes eine Schublade heraus, so käme ein Brett zum Vorschein, würde dieses weggeschoben, so fände sich dann eine verborgene Schublade, worin seine geheim gehaltene holländische Korrespondenz verwahrt wäre; dort läge nun auch jene Quittung. — Auf dieses hin begab sich nun die Witve in Begleitung einer anwesenden Gesellschaft in das besagte obere Zimmer. Man öffnete den Schrank, verfuhr ganz nach der Beschreibung, entdeckte die Schublade, von der sie nichts gewußt hatte, und fand die angezeigten Papiere darinnen, zum größten Erstaunen aller, die gegenwärtig waren. Die Begebenheit hatte sich 1761 in Stockholm ereignet.

Kant, Geisterseher 46, 72.

Ende desselben Jahres wurde Swedenborg zur schwedischen Königin gerufen, die viel von seinem Umgang mit den Geistern oder abgeschiedenen Seelen gehört, seinen Mittheilungen hierüber aber recht ungläubig gegenüberstand. Nachdem nun Swedenborg erschienen und der Königin verschiedene Nachrichten aus der andern Welt eifrig darzulegen sich bemühte, maß die Königin — deren Verstand und Einsicht man rühmte — diesen wenig oder überhaupt keinen Glauben bei, ja aus einigen Fragen konnte man selbst entnehmen, daß sie sich im Stillen darüber etwas belustigte. Wie sie ihn dann gnädigst wieder verabschiedete, gab sie ihm — überzeugt von dessen Undurchführbarkeit — einen geheimen Auftrag mit. Darnach sollte er nichts weniger tun, als ihren verstorbenen Bruder, den Prinzen Wilhelm von Preußen, befragen. Sie hatte vormals in Charlottenburg mit ihm ein Gespräch geführt, wovon niemand als sie und der Verstorbene wußten. Darüber sollte ihn nun Swedenborg befragen und wenn er aus der Geisterwelt die richtige Antwort brächte, dann wolle sie ihm Glauben schenken, daß er mit Geistern reden könne. — Was aber geschah? Nach einigen Tagen erschien nun Swedenborg und erzählte der Königin das geführte Gespräch Wort für Wort wieder, sodaß die Königin, hierüber aufs höchste erstaunt, genötigt war zu gestehen, er hätte die genauen Umstände dieses Gespräches von keinem anderen als von ihrem verstorbenen Bruder erfahren können.

Kant, Geisteserheer 45 f.; I. F. Jm. Tafel, Sammlung von Urkunden betreffend d. Leben u. d. Charakter Em. Swedenborgs, Tübingen 1839.

Der Tod des Zaren

Im Jahre 1762, es war an dem Tag, an dem Zar Peter III. von Rußland starb, weilte Swedenborg zu Amsterdam in einer Gesellschaft. Mitten im Gespräch veränderte sich plötzlich sein Gesicht und man bemerkte, daß etwas Außerordentliches in ihm vorging. Sobald er wieder zu sich gekommen war, antwortete er auf wiederholte Fragen: „Jetzt in dieser Stunde ist Zar Peter III. in seinem Gefängnis gestorben“, wobei er auch die Art seines Todes angab. Die Zeitungen bestätigten später diese Nachricht.

(Prof. Dr.) Maximilian Perty, Die mystischen Erscheinungen der menschl. Natur, Leipzig 1872, II 262.

In den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts lebte in Elberfeld ein Kaufmann, der in Handelsgeschäften nach Amsterdam verreisen mußte, wo sich damals Swedenborg aufhielt. Er hatte schon viel von dem sonderbaren Mann gehört und suchte ihn auf, um sich mit ihm über den Umgang mit Geistern zu unterhalten. „Als aufrichtiger Freund der Wahrheit“, erklärte dabei der Kaufmann, „werden Sie es mir nicht verübeln, einen unwiderleglichen Beweis darüber zu fordern. Dürfte ich es wagen, Ihnen einen solchen aufzutragen?“ — Da Swedenborg einwilligte, fuhr er fort: „Ich hatte einen Freund, der in Duisburg Theologie studierte, dann die Schwindsucht bekam, an der er starb. Diesen Freund besuchte ich kurz vor seinem Ende. Wir führten ein wichtiges Gespräch miteinander. Könnten Sie wohl von ihm erfahren, wovon wir gesprochen haben?“ Swedenborg versprach es. „Wir wollen sehen“, erwiderte er freundlich, „kommen Sie in einigen Tagen wieder.“ Der Kaufmann nannte noch den Namen des Freundes und verabschiedete sich. Als er wiederkam, trat Swedenborg ihm lächelnd entgegen und sagte: „Ich habe Ihren Freund gesprochen. Die Materie Ihres Diskurses ist die Wiederkehr aller Dinge gewesen.“ — Der Kaufmann erblaßte, der Beweis schien ihm unwiderleglich.

Joh. Heinrich Jung-Stilling, Theorie der Geisterkunde, 1832.

„Ich nicht so viel“

Swedenborg war ein gewaltiger Esser und Spötter glaubten seine Visionen auf seinen stets gefüllten Magen zurückführen zu müssen. Swedenborg selbst erzählte das folgende Erlebnis, das zu jener geäußerten Ansicht vielleicht ein wenig beitrug.

Bei seinem Aufenthalt in London im Jahre 1745 saß Swedenborg abends in der gewohnten Taverne, wo er, um allein zu sein, in einem eigenen Zimmer speiste. Gegen Schluß der sehr reichlichen Mahlzeit bemerkte er, daß ein Nebel sich vor seinen Augen ausbreitete und bald sah er den Fußboden mit häßlichen kriechenden Tieren, Schlangen, Eidechsen, Kröten und anderen bedeckt. Er erschrak hierüber umso mehr, als es beinahe finster wurde. Plötzlich verschwand das Dunkel und er sieht in der Ecke des Zimmers einen Mann sitzen, der zu ihm sagt: „Ich nicht so viel!“

Tafel, Urkunden; hier: Bericht Carl Robsahn, Kämmerer b. d. Bank in Stockholm, v. 29. März 1782.

Das Gespenst des Präsidenten

P. L. de Maupertuis, geboren am 28. September 1698 in Saint Malo, gestorben am 27. Juli 1759 in Basel, Gelehrter, 1741 berief ihn Friedrich II. als Präsident an die Berliner Akademie. — Joh. Gottlieb Gleditsch, geboren am 5. Februar 1714 in Leipzig, gestorben am 5. Oktober 1786 in Berlin, war Professor der Botanik und Direktor des Botanischen Gartens in Berlin.

P. L. de Maupertuis, Präsident der Berliner Akademie, war in Basel gestorben. Kurze Zeit nachher hatte Professor Gleditsch im Naturgeschichtlichen Kabinett einiges zu ordnen. Er mußte, um dorthin zu gelangen, durch den Saal gehen, in welchem die Akademie ihre Sitzungen abhielt. Als Gleditsch nun diesen betrat, sah er dort den verstorbenen Präsidenten Maupertuis. Zuerst glaubte er, sich getäuscht zu haben. Er sah genauer hin, aber er erblickte genau die Gestalt des Präsidenten, da er aber die Erscheinung noch immer nicht wahrhaben wollte, sah er ihr eine Viertelstunde lang zu. Jetzt erst, da er endgültig überzeugt war, sich nicht getäuscht zu haben, ging er in das Kabinett an seine Arbeit. Professor Gleditsch erzählte darnach den Vorfall seinen Freunden und so erfuhr es auch der Marquis d'Argens. Dieser schrieb am 4. Februar 1760 aus Berlin an König Friedrich II. von Preußen: „... Sie machen sich über meinen Propheten lustig. Nun hören Sie noch etwas ganz andres als Prophezeiungen. Einer unserer Akademisten, Herr Gleditsch, behauptet, Herr von Maupertuis sei ihm in dem Akademiesaal an der Seite der Wanduhr erschienen, und er habe ihn fast eine Viertelstunde hintereinander gesehen. Dies macht hier ein schreckliches Aufsehen. Nach diesem fahren Sie nun auch fort, den Ungläubigen zu spielen. Was mich betrifft, so habe ich mich entschlossen, zwei Messen für die Ruhe der Seele des Präsidenten lesen zu lassen, damit, wenn er ja Lust bekäme, die Rolle eines Vampyrs zu spielen, er mich in Ruhe schlafen lasse.“ — Auch der König überschüttete den Geher mit Spott und Satyre. Gleditsch aber antwortete auf alle Angriffe ernst und besonnen: „Ich kann mich nicht entschließen etwas zu leugnen, was ich nicht flüchtig und nicht in verwirrtem Zustande, sondern eine ganze Viertelstunde lang mit ruhigem Geiste und gesunden Augen geschaut habe.“

Auch Nikolai erwähnt die Begebenheit in seiner 1799 vor der Berliner Akademie gehaltenen Vorlesung.

Hinterlassene Werke Friedrich II., König von Preußen, IX. Bd., Kempten 1789; hier: 37. Brief d. Marquis d'Argens an den König; Schopenhauer, Parerga, Berlin 1851, S. 275 u. a.

Graufige Entdeckung

Gottlieb Konrad Pfeffel, geboren am 28. Juni 1736 in Kolmar, gestorben am 1. Mai 1809 daselbst, elsässischer Dichter und Pädagog, Hofrat, wurde hauptsächlich durch seine Erziehungsanstalt in weitesten Kreisen bekannt.

In der Zeit vor seiner Erblindung wandelte Pfeffel einmal mit einigen Freunden, darunter auch ein elsässischer Geistlicher war, in einer Allee mehrmals auf und ab. Es war am hellen Tag. Da geschah etwas recht Sonderbares. Jedesmal, wenn sie an einem bestimmten Alleebaum vorbeikamen, wich der Geistliche aus und machte einen Umweg. Als die anderen ihn hierüber befragten, erklärte er, daß er da jedesmal eine weiße Gestalt erblicke, der er lieber aus dem Weg gehe. Von den anderen aber sah keiner etwas. Sie ließen nun unter dem Baum nachgraben und fanden ein menschliches Skelett, das von dieser Stelle entfernt wurde.

D.A.L. Richter, Betrachtungen über den animalischen Magnetismus, Leipzig 1817.

Der Doppelgänger des Dieners

Eines Tages begegnete Pfeffel in Colmar — es war vor seiner Erblindung — dem Apotheker Simon, der behauptete, daß Pfeffels Diener gerade in seiner Wohnung gewesen sei. „Unmöglich, Sie irren sich, Herr Apotheker, er ist bei mir zu Hause“, erwiderte Pfeffel lächelnd. Da aber auch das Gefinde des Apothekers — wie dieser versicherte — nachdrücklich dies bekräftigte, konnte schließlich kein Zweifel mehr darüber bestehen. Pfeffel, den der Vorfall interessierte, begab sich raschen Schrittes nach Hause. Dort beteuerte der Diener, das Haus heute noch nicht verlassen zu haben, was auch durch Zeugen festgestellt wurde. Man hatte im Hause des Apothekers den Doppelgänger des Dieners gesehen. — Pfeffel hatte diese Begebenheit vielen seiner Freunde und Bekannten erzählt.

Magikon. Archiv f. Beobachtungen a. d. Gebiete d. Geisterkunde... hg. von Justinus Kerner, Stuttgart 1841, 2. Jahrg., 2. Heft, S. 237.

Der Störenfried

Sir William Herschel, geboren am 15. November 1738 in Hannover, gestorben am 25. August 1822 in Slough (England), Astronom.

Im Jahre 1772 bezog der Astronom Herschel mit seiner ihm treu zur Seite stehenden Schwester ein Landschloßchen, das allerdings schon ein wenig baufällig, ihm von begüterten Freunden überlassen worden war. Er fand dort einen großen Raum, der zum Bau seiner astronomischen

Instrumente geeignet war, in welchem er auch schlief. Für seine Schwester war nur eine bewohnbare Kammer vorhanden, die am Ende eines etwa zwanzig Schritte langen Ganges lag.

Eines Abends saß nun Herschel am Tisch in der Nähe des Fensters mit astronomischen Berechnungen beschäftigt, als er die Ringe des Vorhangs sich leise bewegen hörte. Er wandte sich um und vor ihm stand ein Mann in jungen Jahren, als Stutzer gekleidet, mit Spitzen an Hals und Ärmeln, die eine Hand am Degengriff, den Hut in der andern. Die Gestalt näherte sich ohne weiteres und nahm auf einem Stuhle Platz. Herschel und das Gespenst saßen sich eine Zeitlang wortlos gegenüber, dann aber stieg bei dem Gelehrten ein solcher Widerwillen gegen das Gespenst auf, — das nichts anderes zu tun hatte, als ihn bei seiner Arbeit zu stören —, so daß er ruhig in seinen Berechnungen fortfuhr. Anscheinend bemerkte nun auch das Gespenst, — wie Herschel später erzählte —, daß seine Anwesenheit nicht erwünscht war, denn es löste sich alsbald in einen Dunstkreis auf. — Der verstorbene Dichter Abrecht Schaeffer erzählte diese Begebenheit, — die wir hier zusammengefaßt wiedergeben —, Ende der zwanziger Jahre in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ und fügte hinzu: „Ich habe dies Erlebnis meines Urgroßonkels der Aufzeichnung für wert gehalten, weil... [es] unter vielen Berichten von Geistern und Geister-Vertreibungen einzig sein dürfte.“

Die verstorbene Gattin

Johann Friedrich Oberlin, geboren am 31. August 1740 in Straßburg, gestorben 1826 in Waldersbach, evangelischer Theologe und Magister der Philosophie, Gründer der Kinderbewahranstalten.

Als Oberlin 1766 als Pfarrer nach Waldersbach im Steintal unweit von Straßburg kam, entschloß sich seine Mutter mit ihm zu gehen und ihrem Sohn das dortige Hauswesen einzurichten. Dort besuchte Fräulein Magdalena Salome Witter, eine weitläufige Verwandte der Familie, Oberlins Schwester Sofie und weilte einige Wochen bei ihr. Mutter Oberlin drängte ihren Sohn, die Jungfrau Witter zu heiraten, damit er eine Hauswallerin habe. Aber es bestand beiderseits keine Zuneigung. Da nahte das Ende des Aufenthaltes der Verwandten heran. Eines Tages hörte nun Oberlin eine Stimme in seinem Innern, die ihm zurief: „Nimm doch die Jungfrau Witter!“ Unwillig springt Oberlin von seinem Schreibtisch auf und sagt: „Nein, es ist unmöglich, wir taugen nicht zusammen.“ Im verstärkten Maß aber

mahnte ihn die Stimme: „Nimm doch die Jungfrau Witter!“ Oberlin, um die Unruhe zurückzudrängen, „reitet aus, kommt wieder nach Haus, steigt dann noch zu Fuße auf das Gebirge hinauf und wieder hinab, aber die Stimme in seinem Innern geht auch mit ihm aus und kommt wieder mit ihm nach Haus.“ Schließlich folgt er doch der Stimme und heiratet am 6. Juli 1768. Seine Ehefrau wurde bald eine unschätzbare Stütze ihres Mannes bei allen seinen Liebestwerken. Merkwürdigerweise hatte Oberlin fast vom Anfang seiner Heirat an eine trübe Ahnung des frühen Verlustes seiner Lebensgefährtin. Leider erfüllte sie sich allzu früh: sie starb schon nach fünfzehn Jahren, am 17. Januar 1783. Noch am Abend zuvor zeigte sich durchaus kein Anzeichen eines nahen Todes.

„Wenn gleich körperlich von seiner teuren Vollendeten geschieden, blieb sie ihm gleichwohl stets nahe“, schreibt sein Biograph Pastor Friedr. Wilh. Bodemann. „Nach Oberlins eigentümlichen Ansichten von der unsichtbaren jenseitigen Welt hatte er die feste Überzeugung im innigsten Verkehr mit ihr zu stehen. Ja, neun Jahre lang erschien sie ihm fast täglich, sowohl in Träumen als auch im wachenden Zustand, beriet sich mit ihm über seine wichtigen Unternehmungen, warnte ihn, einem Schutzengel gleich, vor allerlei Unglück, sagte ihm manches, was kommen werde voraus, und gab ihm über die Dinge im Jenseits Aufschlüsse. Er sprach hievon allerdings oft und gern, aber auf eine so ruhige und einfache, und fast möchte ich sagen, nüchternen Weise, daß auch Ungläubige nicht leicht zu widersprechen wagten. Und wenn sie es getan, so würde er ihnen mit größter Ruhe geantwortet haben: „Ich muß es doch besser wissen, was ich in vollstem Bewußtsein und mit eigenen Augen und Ohren gesehen und gehört habe.“

Die erste Erscheinung der Verstorbenen, die er hatte, war im wachen Zustand und von sicht- und fühlbarer Art. Wenn er die Hand ausstreckte, fühlte er sie zärtlich gedrückt. Es fehlte auch nicht an Schmerz und Qual. Einmal erblickte sie Oberlin in Gestalt einer tief Leidenden, als sie die Worte ausrief: „Ach, mein Elend kommt von meinem fürchterlichen Hunger. (Es ist wohl der peinlich empfundene Mangel der körperlichen Existenz.)“ Die arme Seele dieser Frau scheint auch nicht frei von Eifersucht gewesen zu sein. So schreibt Oberlin einmal: „Die gestrige Erscheinung geschah vielleicht nur, um die Lage meines Herzens zu erkennen und zu sehen, ob ich sie immer noch recht treulich liebe und nicht über den Besuch der Frau Schwarzin vergessen habe.“

Joh. Friedr. Oberlin, n. s. Leben und Wirken hergestellt von Friedr. Wilh. Bodemann, Stuttgart. 1855, S. 55/66, 210/211, 213; Ergänzungen: (Prof.) G. F. Daumer, Das Reich des Wundervollen, Dresden 1867, I 315.

Bewahrheitete Traumgesichte

Johann Wolfgang Textor, geboren am 12. Dezember 1693 zu Frankfurt a. M., gestorben am 6. Februar 1771 daselbst, Reichs-, Stadt- und Gerichtsschultheiß zu Frankfurt a. M., Wirkl. kaiserl. Rat, Goethes Großvater mütterlicherseits.

„Was jedoch die Ehrfurcht, die wir für diesen würdigen Greis empfanden, bis zum Höchsten steigerte“, schreibt Goethe über seinen Großvater Textor, „war die Überzeugung, daß derselbe die Gabe der Weisfagung besitze, besonders in Dingen, die ihn selbst und sein Schicksal betrafen. Zwar ließ er sich gegen niemand als gegen die Großmutter entschieden und umständlich heraus; aber wir alle wußten doch, daß er durch bedeutende Träume von dem, was sich ereignen sollte, unterrichtet werde.“

So versicherte er z. B. seiner Gattin, zur Zeit als er noch unter die jüngern Ratsherrn gehörte, daß er bei der nächsten Vakanz auf der Schöffenbank zu der erledigten Stelle gelangen würde. Und als wirklich bald darauf einer der Schöffen vom Schläge gerührt starb, verordnete er am Tage der Wahl und Kugelung, daß zu Hause im Stillen alles zum Empfang der Gäste und Gratulanten solle eingerichtet werden, und die entscheidende goldene Kugel ward wirklich für ihn gezogen. Den einfachen Traum, der ihn hievon belehrt, vertraute er seiner Gattin folgendermaßen: Er habe sich in voller gewöhnlicher Ratsversammlung gesehen, wo alles nach hergebrachter Weise vorgegangen. Auf einmal habe sich der nun verstorbene Schöff von seinem Sitze erhoben, sei herabgestiegen und habe ihm auf eine verbindliche Weise das Kompliment gemacht: er möge den verlassenen Platz einnehmen, und sei darauf zur Türe hinausgegangen.

Etwas Ähnliches begegnete, als der Schultheiß mit Tode abging. Man zaudert in solchem Falle nicht lange mit der Besetzung dieser Stelle, weil man immer zu fürchten hat, der Kaiser werde sein altes Recht, einen Schultheißen zu bestellen, irgend einmal wieder hervorgerufen. Diesmal ward um Mitternacht eine außerordentliche Sitzung auf den andern Morgen durch den Gerichtsboten angesagt. Weil diesem nun das Licht in der Laterne verlöschen wollte, so erbat er sich ein Stümpfchen, um seinen Weg weiter fortsetzen zu können. ‚Gebt ihm ein ganzes‘, sagte der Großvater zu den Frauen; ‚er hat ja doch nur die Mühe um meinethwillen.‘ — Dieser Äußerung entsprach auch der Erfolg: er wurde wirklich Schultheiß; wobei der Umstand noch besonders merkwürdig war, daß, obgleich sein Repräsentant bei der Kugelung an der dritten und letzten Stelle zu ziehen hatte, die zwei

silbernen Kugeln zuerst herauskamen, und also die goldne für ihn auf dem Grunde des Beutels liegen blieb.

Völlig prosaisch, einfach und ohne Spur von Phantastischem oder Wunderbarem waren auch die übrigen der uns bekannt gewordenen Träume. Ferner erinnere ich mich, daß ich als Knabe unter seinen Büchern und Schreibkalendern gestört und darin unter andern auf Gärtnerei bezüglichen Anmerkungen aufgezeichnet gefunden: Heute Nacht kam N. N. zu mir und sagte... Name und Offenbarung waren in Chiffren geschrieben. Oder es stand auf gleiche Weise: Heute Nacht sah ich... Das übrige war wieder in Chiffren, bis auf die Verbindungs- und andere Worte, aus denen sich nichts abnehmen ließ.“ „Bemerkenswert bleibt es hiebei“, fügt Goethe seinen Ausführungen noch hinzu, „daß Personen, welche sonst keine Spur von Ahnungsvermögen zeigten, in seiner Sphäre für den Augenblick die Fähigkeiten erlangten, daß sie von gewissen gleichzeitigen, obwohl in der Entfernung vorgehenden Krankheits- und Todesereignissen durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten. Aber auf keines seiner Kinder und Enkel hat eine solche Gabe fortgeerbt; vielmehr waren sie meistens rüstige Personen, lebensfroh und nur aufs Wirkliche gestellt.“

Auch Bettina von Arnim schreibt in ihrem Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ von der Heilsheergabe des alten Textor, das noch als eine Ergänzung der Goetheaufzeichnung diene:

„Dein [Goethes] Großvater war ein Träumender und Traumdeuter, es ward ihm vieles über seine Familie durch Träume offenbar; einmal sagte er einen großen Brand, dann die unvermutete Ankunft des Kaisers voraus; dieses war zwar nicht beachtet worden, doch hatte es sich in der Stadt verbreitet und erregte allgemeines Erstaunen, als es eintraf.“

Was die Vererbung der Heilsheergabe Textors anlangt — wie sie Goethe oben bestreitet — so scheint sie, nach Bettina von Arnim, doch auch eine Tante Goethes besessen zu haben: „Diese Traumgabe schien auf die eine Schwester fortgeerbt zu haben, denn gleich nach Deines Großvaters Tod, da man in Verlegenheit war, das Testament zu finden, träumte ihr, es sei zwischen zwei Brettchen im Pult des Vaters zu finden, die durch ein geheimes Schloß verbunden waren; man untersuchte das Pult und fand alles richtig.“

J. W. v. Goethe, Dichtung und Wahrheit, 1. Teil, 1. Buch; Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, seinem Denkmal von Bettina von Arnim, Berlin... 1914, S. 387/8.

Der Wunsch des Sterbenden

Anna Margareta Textor, geb. Lindheimer, geboren am 31. Juli 1711 in Wetzlar, gestorben am 18. April 1783 in Frankfurt a. M., Goethes Großmutter mütterlicherseits.

Bettina von Arnim, stets bemüht, möglichst viel Interessantes aus Goethes Familie in Erfahrung zu bringen, schildert in ihrem Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ ein seltsames Erlebnis, das Frau Nat Textor einst gehabt hatte:

„Deine Großmutter“, so schreibt sie an Goethe, „kam einst nach Mitternacht in die Schlafstube der Töchter und blieb bis am Morgen, weil ihr etwas begegnet war, was sie vor Angst sich nicht zu sagen getraute. Am andern Morgen erzählte sie, daß etwas im Zimmer geräschelt habe wie Papier. In der Meinung, das Fenster sei offen und der Wind jage die Papiere von des Vaters Schreibpult im anstoßenden Studierzimmer umher, sei sie aufgestanden, aber die Fenster seien geschlossen gewesen. Da sie wieder im Bett lag, rauschte es immer näher und näher heran mit ängstlichem Zusammenknittern von Papier, endlich seufzte es tief auf, und noch einmal dicht an ihrem Angesicht, daß es sie kalt antwehte, darauf ist sie vor Angst zu den Kindern gelaufen.“

Kurz hernach ließ sich ein Fremder melden. Da dieser nun auf die Hausfrau zuging und ein ganz zerknittertes Papier ihr darreichte, wandelte sie eine Ohnmacht an. [Es stellte sich heraus:] Ein Freund von ihr, der in jener Nacht seinen herannahenden Tod verspürt, hatte nach Papier verlangt, um der Freundin in einer wichtigen Angelegenheit zu schreiben, aber noch ehe er fertig war, hatte er, vom Todeskrampf ergriffen, das Papier gepackt, zerknittert und damit auf der Bettdecke hin- und hergefahren, endlich zweimal tief aufgeseufzt, und dann war er verschieden. Obschon das, was auf dem Papier geschrieben war, nichts Entscheidendes besagte, so konnte sich die Freundin doch vorstellen, was die letzte Bitte gewesen. Dein edler Großvater nahm sich einer kleinen Witwe jenes Freundes, die keine rechtlichen Ansprüche an sein Erbe hatte, an, ward ihr Vormund, und legte eine Summe aus eignen Mitteln für sie an, die Deine Großmutter mit manchem kleinen Ersparnis mehrte.

Seit diesem Augenblick verschmähte Deine Mutter keine Vorbedeutungen noch ähnliches.“

Bettina von Arnim, Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.
Berlin . . . 1914, II 389.

„Die Mirakelsinfonie“

Joseph Haydn, österreichischer Kapellmeister und Komponist, geboren am 15. November 1738 in Rohrau, gestorben am 31. Mai 1809 in Wien.

Am 31. Dezember 1790 trat Joseph Haydn von Calais aus seine erste Londoner Reise an. An Marianne von Genzinger in Wien schreibt er unterm 8. Januar 1791 vom Eindruck der Seereise: „... während der ganzen Überfahrt bliebe ich oben auf dem Schif, um das ungeheure Thier, das Meer, satyam zu betrachten.“ Im gleichen Brief bittet er, ihm eine Sinfoniepartitur nachzuschicken, „so mir Euer gnaden zurück gegeben, zu Haus in mein Quartier vergessen, ... da ich sie gestern vernistete, und nun dieselbe nothwendig gebrauchte ... solche sobald möglich per postam anhero zu schicken“. Ein ganzes Jahr schreibt er immer wieder um diese Sinfonie in E-moll, in einem Brief vom 2. Februar 1792 versichert er selbst: „ich werde ja herzlich gerne alle unkosten bezahlen.“ Und da er die Partitur nun endlich erhält, schreibt er am 2. März wieder an Frau von Genzinger: „Gestern Abends erhielt ich Dero wehrtes schreiben samt der anverlangten Sinfonie; küsse Euer gnaden gehorsamst die Hände für die so schleinige ... übersendung.“ Er schreibt dann von der Absicht: „das letzte Stück von derselben abzuändern, und zu verschönern ... ich wurde dessen sowohl von mir selbst als auch von dem Publico überzeugt, da ich dieselbe vergangenen Freitag zum erstenmahl producierete; Sie machte aber ungeacht dessen den Tiefsten Eindruck auf die Hörer.“

Mit dieser Aufführung der Sinfonie in E-moll hat es nun eine besondere Bewandnis. Es trug sich nämlich ein merkwürdiges Ereignis zu, das einen glücklichen Ausgang nahm, aber nur zu leicht einen sehr traurigen hätte nehmen können. Der Wiener Landschaftsmaler Albert Christoph Dies erzählt darüber in seinen „Biographische Notizen von Joseph Haydn“, — erschienen ein Jahr nach dessen Tod in Wien:

„Die Haydn'sche Muse wurde schon lange zuvor, ehe sie in London persönlich auftrat, verehrt; die Verehrung nahm aber, seitdem sie daselbst gegenwärtig war, mit jedem Tage zu. Ein Jeder wollte sehen und hören, und drängte sich die Neugierde zu befriedigen, in dem Konzertsaal oder in dem neuen Theater. Hier war es, wo sich im zweiten [Londoner] Jahr ein Zufall ereignete, der leicht tragisch sein konnte, aber es zu gutem Glück nicht war.“

Als Haydn im Orchester erschien und sich an das Pianoforte setzte, um eine Symphonie selbst zu dirigieren, verließen die neugierigen Zu-

hörer im Parterre ihre Sitze, und drängten sich gegen das Orchester, in der Absicht, den berühmten Haydn in der Nähe besser sehen zu können. Die Sitze im Parterre wurden dadurch leer, und kaum waren sie leer, so stürzte der große Kronleuchter herunter, zertrümmerte, und setzte die zahlreiche Versammlung in die größte Bestürzung. Sobald die ersten Augenblicke des Schreckens vorüber waren, und die Vorgebrängten sich die Gefahr, der sie glücklich entflohen, denken, Worte finden, und zum Ausbruch derselben kommen konnten, drückten mehrere Personen ihren Gemütszustand laut genug durch das Wort: *Mirakel, Mirakel!* aus. Haydn selbst war innigst gerührt und dankte der göttigen Vorsehung, die es geschehen ließ, daß er auf gewisse Art als Ursache oder Werkzeug dienen mußte, wenigstens dreißig Menschen das Leben zu retten. Nur ein paar Zuhörer hatten unbedeutende Quetschungen davongetragen.“

„Dieses Ereignis habe ich“, so fügt Dies hinzu, „auf verschiedene Art und fast immer mit dem Zusatz erzählen hören, man hätte in London dieser Sinfonie den Namen „*Das Mirakel*“ beigelegt. Es kann sein, daß es sich so verhält, aber wie ich deswegen bei Haydn Erkundigung einziehen wollte, sagte er: „Davon weiß ich nichts.“ — Es könnte aber auch sein, daß der Meister Dies gegenüber davon nicht sprechen wollte.

Das Andante in G

Beim Herannahen der schöneren Jahreszeit und der immer seltener werdenden Konzerte dachte Haydn allmählich an die Heimreise. In diese letzte Zeit seines ersten Londoner Aufenthaltes fiel ein weiteres denkwürdiges Ereignis, das Haydn ebenfalls während einer Aufführung eines seiner Werke erlebte. Es war am 26. März 1792 bei einem Privatkonzert bei Mr. Barthelemon in London. Albert Christoph Dies berichtet darüber in seinen „*Biographische Notizen von Joseph Haydn*“, was ihm der Meister selbst hierüber erzählte:

„Haydn genoß die Freundschaft eines vornehmen Musikfreundes [Mr. Barthelemon] und war eben in einem Konzert, welches derselbe in seiner Wohnung gab. Ein Geistlicher befand sich unter den eingeladenen Personen. Haydn legte eine seiner Sinfonien vor. Bei dem Andante in G bemerkten die Zuhörer, daß der Geistliche in äußerst finstere Schwermut verfiel. Er wurde von den anwesenden Freunden um die Ursache dieses Anfalls von Melancholie befragt, die Antwort war: ‚das Andante kündigt den nahen Tod an, wie mir in verflorener Nacht ein Traum angedeutet hat.‘ — Er verließ hierauf das Kon-

zert, ging nach seiner Wohnung, legte sich schon krank ins Bett und verschied einige Tage nachher.

„Ist das nicht ein wunderbarer Vorfall?“ sagte Haydn.“ — Der Meister verzeichnete diese Begebenheit auch in seinem Tagebuch unterm 25. April 1792.

Albert Christoph Dies, *Biographische Notizen von Jos. Haydn*. Nach mündlichen Erzählungen dess. entworfen u. hg. von —, Wien 1810, S. 93/94, 123. Th. G. von Karajan, J. Haydn in London 1791 u. 1792, Wien 1862, S. 52/3, 89, 91, 107, 109.

Der Doppelgänger in der Studierstube

Georg Konrad Horst, geboren 1760 in Lindheim, gestorben am 20. Januar 1832 in Gießen, Doktor der Theologie und Geistl. Geheimer Rat.

„Ein jüngerer Gelehrter“, so beginnt Geheimrat Horst ein Selbsterlebnis zu erzählen, „kam in das Haus, in welchem ich mich eben auch befand, um dem Familienvater, einem berühmten älteren Gelehrten, seine Achtung zu bezeigen. Da der Erstgenannte im Hause bekannt war, begnügte man sich ihm zu sagen, der Vater sei in seinem Zimmer oben, er möge nur zu ihm hinaufgehen. In dem Augenblick erblickten mehrere den Vater in dem ans Haus anstoßenden Garten. Sofort eilt man die Treppe hinan, dem jungen Manne nach, um den Irrtum zu berichtigen, findet diesen aber starren Blickes in der halbgeöffneten Türe stehen, und indem jemand (dieser Jemand war ich selbst. Ich rede hier als Augenzeuge!) bis zur Türe zu dem Hinstarrenden hinzutritt, sehen beide den Hausvater in derselben Kleidung, womit er sich eben im Garten befand, an seinem Schreibpult sitzen, etwas vorwärts gebogen, ungefähr in der Haltung, als ob er etwas schriebe. In demselben Moment ruft der Gelehrte (der Familienvater) zur Hintertür des Hauses herein, man möchte nur zu ihm in den Garten kommen. Betroffen wird leise die Stubentür zugemacht und man geht, nachdem man sich augenblicklich darüber verständigte, daß das Vorgekommene dem Vater ein Geheimnis bleiben müsse, nicht ohne sichtbare Gemütsbewegung, um der freundlichen Einladung ein Genüge zu leisten, in den nahen Hausgarten, wo der immer muntere Gelehrte, eben mit leichten Gartenarbeiten beschäftigt, unsere anfangs noch sehr sichtbare Betroffenheit glücklicherweise gar nicht zu bemerken schien. — Besonderes ist hierauf nicht erfolgt.“

Gg. Konrad Horst, *Deuteroskopie oder merkwürdige psychische und physiologische Erscheinungen* . . . 2 Tle., Frkf. 1830, II 139 f.

Goethe begegnet sich selbst

Johann Wolfgang von Goethe, geboren am 28. August 1749 in Frankfurt a. M., gestorben am 22. März 1832.

Im Jahre 1770 hatte der junge Goethe die Universität Straßburg bezogen, um dort seine juristischen Studien zu beenden. Durch seinen Studiengenossen Wenland wurde er im Oktober dieses Jahres in die Familie des Pfarrers Brion in Cesenheim — sechs Stunden von Straßburg entfernt — eingeführt. Rasch entflammte Jugendliebe verband ihn mit dessen Tochter Friederike, die sich aber auf Seiten des erst Einundzwanzigjährigen zu keinem dauernden Verhältnis entwickeln konnte. Nach einer unglücklichen Promotion — die Drucklegung der Dissertation wurde aus staatspolitischen Gründen nicht zugelassen und Goethe konnte sich zu einer Umarbeitung nicht entschließen — verließ er im Spätsommer 1771 wieder das Elsaß. Im August ritt er — wie so oft — nach Cesenheim, um von Friederike und ihrer Familie Abschied zu nehmen. Auf seinem Heimweg hatte er jenes merkwürdige Erlebnis, das er in „Dichtung und Wahrheit“ wie folgt schildert:

„In solchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlassen, Friederiken noch einmal zu sehen. . . Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Mute. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum ausschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen, wie es will, verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz, das herrliche Elsaß mit allem, was ich darin erworben, auf immer zu verlassen, war gemildert, und ich fand mich, dem Laumel des Lebens endlich entflohn, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder.“

Der oben erwähnte nochmalige Besuch war im September 1779. Auf einer Reise nach der Schweiz, die Goethe mit Herzog Karl August von Weimar unternahm, machte er allein einen Abstecher nach Cesenheim.

J. W. v. Goethe, Dichtung und Wahrheit, 3. Tl., 11. Buch.

Das Erdbeben von Messina

Im November 1823 ging Eckermann in der Umgebung von Weimar spazieren, da traf er einen bejahrten Mann, der sich zu ihm gesellte. Im Gespräch erfuhr Eckermann, daß sein Begleiter zwanzig Jahre lang Goethes Kammerdiener gewesen. Sie unterhielten sich über den jüngeren Goethe, Eckermann fragte ihn über das und jenes und der alte Mann begann u. a. das folgende zu erzählen, was Eckermann in seinen „Gesprächen mit Goethe“ wiedergibt:

„Einst klingelte Goethe mitten in der Nacht, und als ich zu ihm in die Kammer trat, hat er sein eisernes Rollbett vom untersten Ende der Kammer herauf bis ans Fenster gerollt und liegt und beobachtet den Himmel. ‚Hast du nichts am Himmel gesehen?‘ fragte er mich, und als ich dies verneinte: ‚So laufe einmal nach der Wache und frage den Posten, ob der nichts gesehen.‘ Ich lief hin, der Posten hatte aber nichts gesehen; welches ich meinem Herrn meldete, der noch ebenso lag und den Himmel unverwandt beobachtete. ‚Höre‘, sagte er dann zu mir, ‚wir sind in einem bedeutenden Moment; entweder wir haben in diesem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins.‘ Und nun mußte ich mich zu ihm aufs Bett setzen, und er demonstrierte mir, aus welchen Merkmalen er das abnehme.“

Ich fragte den guten Alten, was es für Wetter gewesen. ‚Es war sehr wollig‘, sagte er, ‚und dabei regte sich kein Lüftchen, es war sehr still und schwül.‘

Ich fragte ihn, ob er denn Goethen jenen Ausspruch sogleich aufs Wort geglaubt habe.

‚Ja‘, sagte er, ‚ich glaubte ihm aufs Wort; denn was er vorher sagte, war immer richtig. Am nächsten Tage‘, fuhr er fort, ‚erzählte mein Herr seine Beobachtungen bei Hofe, wobei eine Dame ihrer Nachbarin ins Ohr flüsterte: ‚Höre! Goethe schwärmt!‘ Der Herzog aber und die übrigen Männer glaubten an Goethe, und es wies sich bald aus, daß er recht gesehen; denn nach einigen Wochen kam die Nachricht, daß in derselben Nacht ein Teil von Messina durch ein Erdbeben zerstört worden.“ [Es war im Jahre 1783].

Eckermann, Gespräche mit Goethe, 1. Bd., (13. Nov. 1823).

Der Doppelgänger des Freundes

Der Studiosus Klemm — später Geheimrat in Jena — half Goethe hin und wieder bei seinen Versuchen im dortigen Laboratorium. Goethe hatte Gefallen an dem jungen Mann gefunden und so durfte ihn die-

fer auch auf seinen Spaziergängen begleiten. Als sie so einmal in der Dämmerung von Weimar nach Belvedere gingen, blieb Goethe plötzlich stehen, wie wenn er eine Gestalt erblicke, und sagte sehr lebhaft: „Wahrhaftig er ist es, Freund Friedrich hier in Weimar! Aber um Gotteswillen, wie siehst du aus, in meinem Schlafrock und Morgenschuhen gehst du hier auf der regennassen Straße!“ — In kürzester Zeit aber war die Erscheinung — von der der junge Klemm überhaupt nichts wahrgenommen — zerronnen.

Als die beiden Spaziergänger in größter Erwartung in Goethes Wohnung zurückgekehrt waren, traf Goethe seinen Freund im Arbeitszimmer und in der beschriebenen Kleidung an. Es war der Sächs.-Weimariſche Hofrat Johann Friedrich Rochliß aus Leipzig, der ihn — es war das Jahr 1813 — in Weimar besuchte. Goethe stand mit ihm in vertrautem, freundschaftlichem Verkehr und regem Briefwechsel. Er war durchnäſt angekommen und ließ sich Goethes Kleider reichen. Rochliß hatte seinen Freund in Gedanken auf dem Spaziergang begleitet, war auf dem Sofa sitzend eingeschlafen und hatte die Begegnung mit Goethe genau so geträumt wie dieser sie erlebte.

Otto Piper, Der Spuk, München 1922, S. 29.

Spuk auf dem Schlachtfeld von Jena

Einmal forderte Goethe den jungen Klemm auf, ihn zur Nachtzeit auf das Schlachtfeld von Jena zu begleiten. Er habe nämlich von fünf glaubwürdigen Augenzeugen gehört, sie hätten dort zur Nachtzeit etwas Außergewöhnliches erlebt. Sie behaupteten nämlich, sie hätten auf dem Brachfeld um Mitternacht einen französischen Bagagewagen gesehen — mit vier Klapperdürrern, schwarzen Pferden bespannt, und mit Soldaten besetzt, die unter ihren Käppis Totenschädel statt Köpfe gehabt hätten. Der gespenstische Wagen überquerte lautlos das Feld, um darnach alsbald wieder zu verschwinden. Klemm ging auf die Aufforderung Goethes umso lieber ein, da es ihn vergnügt hätte jenen Spuk zu entlarven.

Goethe und sein Begleiter begaben sich also an einen ihnen bezeichneten Hügel, unter welchem man ein französisches Massengrab vermutete. Dort sahen sie zwar nicht besagten Wagen, dafür aber einen napoleonischen Gardisten als Schildwache hin und her gehen. Die Erscheinung aber verschwand spurlos, nachdem die beiden so dicht an sie herangekommen, daß sie die Gestalt beinahe mit den Händen ergreifen konnten. Diese sonderbare Begegnung Goethes wurde unter den Bewohnern von Jena hinlänglich bekannt.

Piper 90.

Spuk in Goethes Gartenhaus

In den „Annalen 1809“ erwähnt Goethe einen gewaltigen Sturm, der in seinem Garten am Stern einen alten, ehrwürdigen Wacholderbaum niedergeworfen, um den allerlei Sagen verbreitet waren: „ein ehemaliger Besitzer, ein Schulmann, sollte darunter begraben sein; zwischen ihm und dem alten Hause, in dessen Nähe er stand, wollte man gespensterhafte Mädchen, die den Platz rein feierten, gesehen haben.“ Goethe soll später selbst einmal besagter Erscheinung begegnet sein, wie Jenny von Pappenheim berichtet:

„Noch eine Geschichte möchte ich erwähnen, die Goethe mir selbst erzählte: Ich habe eine unsichtbare Bedienung, die den Vorplatz des Gartenhauses immer rein gefegt hält. Es war wohl ein Traum“, sagte er, „aber ganz wie Wirklichkeit, daß ich einst in meiner oberen Schlafstube, deren Tür nach der Treppe zu auf war, in der ersten Tagesfrühe eine alte Frau sah, die ein junges Mädchen unterstülzte. Sie wandte sich zu mir und sagte: Seit fünfundzwanzig Jahren wohnen wir hier, mit der Bedingung vor Tagesanbruch fort zu sein nun ist sie mir ohnmächtig und ich kann nicht gehen. Als ich genauer hinsah, war sie verschwunden.““

Lily von Kretschmann, Erinnerungen von und an Jenny von Pappenheim, in: „Goethe-Jahrbuch 1891“, S. 186.

Unkündigung

Goethe hat den 22. März — wie mehrere mit ihm befreundete Personen versicherten — als einen für sein Leben besonders einflußreichen Tag gehalten, ja er glaubte, daß der übrige Teil des Jahres sich glücklich für ihn gestalten werde, sobald dieser Tag gut vorübergegangen war. Tatsache ist auch, daß er sich während seiner letzten Erkrankung sorgfältig nach dem Datum erkundigte, wie es noch am Morgen seines Sterbetages (22. März 1832) der Fall war. Er sprach dabei von dem Eintritt des Frühlings und dem Einfluß der schönen Apriltage auf seine Wiederherstellung. Wenige Stunden nachher rezitierte Eckermann die Worte des sterbenden Faust und Goethe tat an diesem 22. März seinen letzten Atemzug.

Goethes Tod soll sich auf verschiedene Weise angekündigt haben. Der Bericht hierüber stützt sich auf Nothe, den Hauslehrer von Goethes Enkeln. Schon acht Tage bevor Goethe erkrankte, hörten die Hausinwohner, daß in einem Nachbarhause Holz gehackt würde. Sie gingen hin und sahen, daß man mit der Arbeit innehalte, der Herr Scheime Nat sei krank. Der Nachbar war darüber sehr erstaunt und beschwor,

daß in seinem Hause kein Holz gehackt worden wäre. Im Haus am Frauenplan aber hörte man immer wieder ein Geräusch, wie wenn Holz gespalten und gesägt würde, und manchmal war es, wie wenn eine Menge Scheiter die Treppe hinunterkollerten. — Nach anderen soll es in der Kammer, die unter dem Arbeitszimmer Goethes gelegen war, geklopft haben. Sah man nach, so verschwand das Geräusch, sobald man sich aber entfernte, begann das Klopfen wieder.

Eine weitere Erscheinung war die Musik in der Wand, wo Goethe saß. Zuerst hörte Fräulein von Vogwisch diese Geistermusik, als sie einmal die Treppe hinaufging. Sie fürchtete sich so sehr, daß sie umkehrte und durch einen anderen Ausgang ins Zimmer zu gelangen suchte: aber auch da tönte ihr Musik entgegen. Nun nahmen auch die anderen Hausbewohner wahr, daß leise Töne in feinen Melodien aus den Wänden quollen. — Als weiteres Vorzeichen des nahenden Todes betrachtete man es, daß brennende Kerzen plötzlich erloschen, obwohl kein Luftzug zu bemerken war.

Wilhelm Bode, Stunden mit Goethe, Berlin 1909, Bd. IV, 202/3.

Der entflozene Vogel

Johann Peter Eckermann, geboren am 21. September 1792 in Winsen a. d. Luhe, gestorben am 3. Dezember 1854 in Weimar, Schriftsteller, Sekretär Goethes, hat sich durch die Herausgabe seiner „Gespräche mit Goethe“ den Dank der Nachwelt gesichert.

Am 7. Oktober 1827 fuhr Goethe in Begleitung von Eckermann in aller Frühe nach Jena. Sie besuchten dort den Botanischen Garten und naturwissenschaftliche Sammlungen, waren zu Tisch bei Herrn von Knebel, machten darauf eine Spazierfahrt an der Saale und bezogen schließlich im Gasthof Zum Bären ihr Nachtquartier. Dort saßen sie noch lange Zeit ohne Licht im geräumigen Zimmer beisammen, es wurden allerlei Erinnerungen ausgetauscht, wobei Eckermann einen Traum aus seinen Knabenjahren erzählte, der am andern Morgen buchstäblich in Erfüllung ging.

„Ich hatte mir“, führte Eckermann aus, „drei junge Hänflinge erzogen, woran ich mit ganzer Seele hing und die ich über alles liebte. Sie flogen frei in meiner Kammer umher und flogen mir entgegen und auf meine Hand, sowie ich in die Tür hereintrat. Ich hatte eines Mittags das Unglück, daß bei meinem Hereintreten in die Kammer einer dieser Vögel über mich hinweg und zum Hause hinausflog, ich wußte nicht wohin. Ich suchte ihn den ganzen Nachmittag auf allen Dächern, und war untröstlich, als es Abend ward und ich von ihm

keine Spur gefunden hatte. Mit betrübten herzlichen Gedanken an ihn schlief ich ein und hatte gegen Morgen folgenden Traum. Ich sah mich nämlich, wie ich an unsern Nachbarhäusern umherging und meinen verlorenen Vogel suchte. Auf einmal hörte ich den Ton seiner Stimme und sehe ihn hinter dem Gärtchen unserer Hütte auf dem Dache eines Nachbarhauses sitzen; ich sehe, wie ich ihn locke und wie er näher zu mir herabkommt, wie er futterbegierig die Flügel gegen mich bewegt, aber doch sich nicht entschließen kann, auf meine Hand herabzufliegen. Ich sehe darauf, wie ich schnell durch unser Gärtchen in meine Kammer laufe und die Tasse mit gequollenem Rübsamen herbeihole; ich sehe, wie ich ihm sein beliebtes Futter entgegenreiche, wie er herab auf meine Hand kommt und ich ihn voller Freude zu den beiden andern zurück in meine Kammer trage.

Mit diesem Traume wache ich auf. Und da es bereits vollkommen Tag war, so werfe ich mich schnell in meine Kleider und habe nichts Eiligeres zu tun, als durch unser Gärtchen zu laufen nach dem Hause hin, wo ich den Vogel gesehen. Wie groß aber war mein Erstaunen, als der Vogel wirklich da war! Es geschah nun buchstäblich alles, wie ich es im Traume gesehen. Ich locke ihn, er kommt näher; aber er zögert, auf meine Hand zu fliegen. Ich laufe zurück und hole das Futter, und er fliegt auf meine Hand, und ich bringe ihn wieder zu den andern.“

„Dieses Ihr Knabenereignis“, sagte Goethe, „ist allerdings höchst merkwürdig. Aber dergleichen liegt sehr wohl in der Natur, wenn wir auch dazu noch nicht den rechten Schlüssel haben. Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserm Geist in Verbindung steht. So viel ist wohl gewiß, daß in besondern Zuständen die Fühlfäden unserer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft gestattet ist.“

Vorhergesehene Begegnung

„Etwas Ähnliches“, fuhr Eckermann fort, „habe ich erst neulich erlebt, wo ich von einem Spaziergange auf der Erfurter Chaussee zurückkam und ich etwa zehn Minuten vor Weimar den geistigen Eindruck hatte, wie an der Ecke des Theaters mir eine Person begegnete, die ich seit Jahr und Tag nicht gesehen und an die ich sehr lange ebenso wenig gedacht. Es benruhigte mich, zu denken, daß sie mir begegnen könnte, und mein Erstaunen war daher nicht gering, als sie mir, sowie ich

um die Ecke biegen wollte, wirklich an derselbigen Stelle so entgegentrat, wie ich es vor etwa zehn Minuten im Geiste gesehen hatte.“

„Das ist gleichfalls sehr merkwürdig und mehr als Zufall“, erwiderte Goethe. „Wie gesagt, wir tappen alle in Geheimnissen und Wundern. Auch kann eine Seele auf die andere durch bloße stille Gegenwart entschieden einwirken, wovon ich mehrere Beispiele erzählen könnte. Es ist mir sehr oft passiert, daß, wenn ich mit einem guten Bekannten ging und lebhaft an etwas dachte, dieser über das, was ich im Sinne hatte, sogleich an zu reden fing. So habe ich einen Mann gekannt, der, ohne ein Wort zu sagen, durch bloße Geistesgewalt eine in heiteren Gesprächen begriffene Gesellschaft plötzlich stillzumachen imstande war. Ja, er konnte auch eine Verstimmung hineinbringen, so daß es allen unheimlich wurde.“

Merkwürdige Fernwirkung

Das Gespräch führte sie nun zur Annahme einer geheimnisvollen Kraft im Menschen, die, wie der Magnet, eine anziehende und abstoßende Gewalt ausübt, wenn er mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommt. Es war nun an Goethe, von seinen Erlebnissen, welche die Annahme einer solchen Kraft rechtfertigen, ausführlich zu berichten.

„Unter Liebenden“, begann er also, „ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar sehr in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam. „Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig“, sagte sie, „ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher.“

So erinnere ich mich eines Falles aus den ersten Jahren meines Hierseins, wo ich sehr bald wieder in leidenschaftliche Zustände geraten war. Ich hatte eine größere Reise gemacht und war schon seit einigen Tagen zurückgekehrt, aber durch Hofverhältnisse, die mich spät bis in die Nacht hielten, immer behindert gewesen, die Geliebte zu besuchen. Auch hatte unsere Neigung bereits die Aufmerksamkeit der Leute auf sich gezogen, und ich trug daher Scheu, am offenen Tage hinzugehen, um das Gerüde nicht zu vergrößern. Am vierten oder fünften Abend aber konnte ich es nicht länger aushalten, und ich war auf dem Wege zu ihr und stand vor ihrem Hause, ehe ich es dachte. Ich ging leise die Treppe hinauf und war im Begriff in ihr Zimmer zu treten, als ich an verschiedenen Stimmen hörte, daß sie

nicht allein war. Ich ging unbemerkt wieder hinab und war schnell wieder in den dunkeln Straßen, die damals noch keine Beleuchtung hatten. Unnützig und leidenschaftlich durchstreifte ich die Stadt in allen Richtungen wohl eine Stunde lang, und immer einmal wieder vor ihrem Hause vorbei, voll sehnsüchtiger Gedanken an die Geliebte. Ich war endlich auf dem Punkte, wieder in mein einsames Zimmer zurückzukehren, als ich noch einmal an ihrem Hause vorbeiging und bemerkte, daß sie kein Licht mehr hatte. Sie wird ausgegangen sein, sagte ich zu mir selber; aber wohin in dieser Dunkelheit der Nacht, und wo soll ich ihr begegnen? Ich ging abermals durch mehrere Straßen, es begegneten mir viele Menschen, und ich war oft getäuscht, indem ich ihre Gestalt und ihre Größe zu sehen glaubte, aber bei näherem Hinzukommen immer fand, daß sie es nicht war. Ich glaubte schon damals fest an eine gegenseitige Einwirkung, und daß ich durch ein mächtiges Verlangen sie herbeiführen könne. Auch glaubte ich mich unsichtbar von höhern Wesen umgeben, die ich anflehte, ihre Schritte zu mir oder die meinigen zu ihr zu lenken. Aber was bist du für ein Tor! sagte ich dann wieder zu mir selber; noch einmal es versuchen und noch einmal zu ihr zu gehen wolltest du nicht, und jetzt verlangst du Zeichen und Wunder!

Indessen war ich an der Esplanade hinuntergegangen und bis an das kleine Haus gekommen, das in spätern Jahren Schiller bewohnte, als es mich anwandelte umzukehren und zurück nach dem Palais und von dort eine kleine Straße rechts zu gehen. Ich hatte kaum hundert Schritte in dieser Richtung getan, als ich eine weibliche Gestalt mir entgegenkommen sah, die der Ersehnten vollkommen gleich war. Die Straße war nur von dem schwachen Licht ein wenig dämmerig, das hin und wieder durch ein Fenster drang, und da mich diesen Abend eine scheinbare Ähnlichkeit schon so oft getäuscht hatte, so fühlte ich nicht den Mut, sie aufs ungewisse anzureden. Wir gingen dicht aneinander vorbei, so daß unsere Arme sich berührten; ich stand still und blickte mich um, sie auch. „Sind sie es?“ sagte sie, und ich erkannte ihre liebe Stimme. „Endlich“, sagte ich und war beglückt bis zu Tränen. Unsere Hände ergriffen sich. „Nun“, sagte ich, „meine Hoffnung hat mich nicht betrogen. Mit dem größten Verlangen habe ich Sie gesucht, mein Gefühl sagte mir, daß ich Sie sicher finden würde, und nun bin ich glücklich und danke Gott, daß es wahr geworden.“ — „Aber, Sie Böser“, sagte sie, „warum sind Sie nicht gekommen? Ich erfuhr heute zufällig, daß Sie schon seit drei Tagen zurück, und habe den ganzen Nachmittag geweint, weil ich dachte, Sie hätten mich vergessen. Dann vor einer Stunde ergriff mich ein Verlangen und eine

Unruhe nach Ihnen, ich kann es nicht sagen. Es waren ein paar Freundinnen bei mir, deren Besuch mir eine Ewigkeit dauerte. Endlich als sie fort waren, griff ich unwillkürlich nach meinem Hut und Mäntelchen, es trieb mich, an die Luft zu gehen, in die Dunkelheit hinaus, ich wußte nicht wohin. Dabei lagen Sie mir immer im Sinn, und es war mir nicht anders als müßten Sie mir begegnen.' Indem sie so aus treuem Herzen sprach, hielten wir unsere Hände noch immer gefaßt und drückten uns und gaben uns zu verstehen, daß die Abwesenheit unsere Liebe nicht erkaltet. Ich begleitete sie bis vor die Tür, bis in ihr Haus. Sie ging auf der finstern Treppe mir voran, wobei sie meine Hand hielt und mich gewissermaßen nachzog. Mein Glück war unbeschreiblich, sowohl über das endliche Wiedersehen als auch darüber, daß mein Glaube mich nicht betrogen und mein Gefühl von einer unsichtbaren Einwirkung mich nicht getäuscht hatte."

Eckermann, Gespräche mit Goethe, III. Bd., (7. Oktober 1827).

Die Rache des Verschmähten

Claire-Hippolyte Clairon, geboren 1723 in der Condé, gestorben Februar 1802 in Paris, gefeierte französische Schauspielerinnen und Sängerin, 1731 bis 1770 an der Pariser Oper und Comédie française.

Einmal begab es sich, daß Monsieur de S., der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in der Bretagne, eine heftige Zuneigung zu Mlle. Clairon gewann, die aber von dieser nicht im gleichen Maß erwidert wurde. Als nun der Liebhaber trotzdem nicht von seiner großen leidenschaftlichen Liebe ablassen wollte, drang sie auf Trennung und setzte sie durch. Zweieinhalb Jahre nachher bereitete der Tod seiner unglücklichen Liebe ein Ende. Er starb an einer Krankheit, in Gegenwart einer älteren Dame, die in letzter Zeit seine alleinige Gesellschafterin war.

Kurze Zeit darauf saß die Clairon eines Abends in einem kleinen Kreis von Freunden beisammen, als Schlag 11 Uhr sich ein lauter durchdringender Schrei hören ließ. Mlle. Clairon sank in Ohnmacht und war fast eine Viertelstunde bewußtlos. Das Ereignis wiederholte sich, statt der Schreie hörte man nun Flintenschüsse, ohne daß irgend etwas dabei beschädigt wurde. Die Polizei bekam davon Kenntnis; es wurden Wachen ausgestellt, doch ohne Erfolg. Einmal erhielt die Clairon von unsichtbarer Hand eine Ohrfeige. Dann verlor der Spuk sein Schreckhaftes; man hörte nur mehr Händeklatschen und melodische Klänge.

Eines Tages nun meldete sich bei Mlle. Clairon eine besahnte Dame — es war jene, die bei dem Tod des jungen Freundes anwesend war — und erzählte, daß er nachts 11 Uhr, kurz vor seinem Ableben, einen Bedienten schickte, er wolle die Geliebte noch einmal sehen. Sein Verlangen aber wurde nicht erfüllt. In seinem Innersten völlig aufgewühlt, starb er mit den leidenschaftlichen Worten auf den Lippen: „Ich werde sie ebenso sehr nach meinem Tode verfolgen, wie ich es während meines Lebens getan habe.“

Die merkwürdigen Erlebnisse der Mlle. Clairon hat Goethe in die „Unterhaltungen deutscher Auswanderer“ (1794/5) eingeflochten, jedoch unter Veränderung der Namen und des Schauplatzes; bei ihm ist es eine Sängerin Antonelli in Neapel, die vom Spuk verfolgt wird, sonst ist aber die Handlung völlig die gleiche.

Die Geschichte hat sich in Wirklichkeit in Paris zugetragen, und die Person, auf die sich der Spuk bezog, war die damals gefeierte Schauspielerin Hippolyte Clairon, die in ihren Memoiren, unter dem Abschnitt: «Lettre à M. Meis, qui désirait avoir l'anecdote suivante par écrit», die bezüglichen Ereignisse, die sich in den vierziger Jahren des vorvergangenen Jahrhunderts ereignet haben sollten, erzählt. Der Name Meis soll vorgetauscht und der Brief an den Baron Grimm geschrieben sein. Durch diesen wäre die Geschichte nach Deutschland und auch zur Kenntnis Goethes gekommen, der sie in der angegebenen Weise benützte. Nach anderen kannte Goethe den Bericht der Clairon aus einem französischen Unterhaltungsblatt; Frau von Stein erkannte beim ersten Anblick die Geschichte in Goethes „Unterhaltungen“ wieder. Die Markgräfin von Ansbach bemerkt hierüber in ihren „Denkwürdigkeiten“: „Ich kann eine Geschichte nicht verschweigen, die zu jener Zeit in Paris großes Aufsehen machte und allgemeine Neugierde erregte.“ Die Begebenheit soll überdies auch in den Pariser Polizeiprotokollen verzeichnet stehen.

Mémoires d'Hippolyte Clairon, Paris 1799, u. a.

Unheimliche Ahnung

Friedrich von Schiller, geboren am 10. November 1759 in Marbach, gestorben am 9. Mai 1805 in Weimar.

Nach seiner Flucht aus dem Dienst als Regimentsmedikus hielt sich Schiller in Mannheim auf. „Da seine Lage in Mannheim“, schreibt Caroline von Wolzogen, — die Schwester der späteren Ehefrau Schillers, Charlotte von Lengenfeld —, „immer düsterer wurde, und

dringendes Verlangen nach einem andern Aufenthalt ihn ergriff, bot ihm die edelmütige Freundin [die alte Frau von Wolzogen] eine Zuflucht auf ihrem Gute Bauerbach an, das in einem einsamen Waldtale lag, wo er, abgeschlossen von äußeren Verbindungen, verborgen leben könnte... Im Winter, zu Ende des Jahres 1782 kam Schiller in dem kleinen Dorfe Bauerbach an. — Ein halbes Jahr lebte Schiller so, größtenteils mit sich und der Natur, unbekannt und unerkannt von Seiten des Geistes, in den rauhen Umgebungen. Ein einziger Freund in Meiningen, Reinwald, der in der Folge sein Schwager wurde, kannte die Lage des geheimnisvollen Fremdlings; dieser, als Bibliothekar, versorgte ihn mit Büchern und besuchte ihn zuweilen.“

Hier war es auch, wo Schiller das folgende merkwürdige Erlebnis hatte. Caroline von Wolzogen schreibt hierüber: „Mit dem Verwalter des Gutes spielte Schiller Schach, und machte oft Spaziergänge mit ihm. Auf einer dieser Wanderungen durch die Wälder hatte er eine sonderbare Ahnung, die ihm immer merkwürdig blieb. Auf dem unwegsamem Pfade durch den Lannentwald, zwischen wildem Gestein, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Toter begraben liege. Nach wenigen Momenten fing der ihm folgende Verwalter die Erzählung von einer Mordtat an, die auf diesem Plage vor Jahren an einem reisenden Fuhrmann verübt worden, dessen Leichnam hier eingescharrt sei.“

Caroline von Wolzogen, Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, Stuttgart 1845, S. 30/31.

Schillers Tod

Am Morgen des 1. Januar 1805, des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, schrieb ihm Goethe ein Gratulationsbillet. Als er es aber durchliest, findet er, daß er darin geschrieben hatte: „Der letzte Neujahrstag“, statt der wiederkehrende oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er das Schreiben und beginnt ein neues. Als er wieder an die unheilvolle Stelle kommt, kann er sich abermals nur mit Mühe zurückhalten vom „letzten Neujahrstage“ zu schreiben. So war er von dunkler Ahnung erfüllt. — Denselben Tag besuchte er Frau von Stein, erzählte ihr, was ihm begegnet sei und äußerte, es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde. — Dabei ist zu berücksichtigen, daß um diese Zeit, in der Goethe jene Vorahnung hatte, durchaus keine Veranlassung vorlag, an das Schlimmste zu denken, am wenigsten aber bei Schiller.

Max Seiling, Goethe als Okkultist, Berlin 1919.

Der magische Spiegel

Karl Siegmund Frhr. von Seckendorff, geboren am 26. November 1744 in Erlangen, gestorben am 26. April 1785 in Ansbach, Schriftsteller und Komponist, weimarerischer Kammerherr, später preussischer Gesandter in Ansbach.

Ueberhalb Jahre vor seinem Tod hatte Seckendorff folgenden Traum: „Ein ihm erscheinender Mann, der in Gestalt und Kleidung nichts Auffallendes hatte, stellte ihm frei, seine vergangenen oder künftigen Schicksale dargestellt zu sehen. Seckendorff wählte die ersteren und ein ihm sogleich dargereicherter Spiegel zeigte ihm die Szenen seines vergangenen Lebens so deutlich und lebhaft, als wären sie eben statt. Eine einst in Italien zurückgelassene Geliebte sah er verklärt, sie verkündete ihm seinen baldigen Tod und er erwachte hierauf. Nachdem er wieder eingeschlafen, erschien ihm derselbe Mensch noch einmal und zeigte ihm auf sein Verlangen einen Spiegel, in welchem er alle seine Bekannten, Tote und Lebendige, vorübergehen sah. Die noch lebenden Glücklichen sahen ihn freundlich an und blieben stehen; die Mißvergnügten gingen schnell mit der Hand vor den Augen vorüber. Die Verstorbenen waren ganz eigen und einförmig gekleidet; ein Teil derselben winkte ihm freundlich zu, andere schwanden, die Hand vor den Augen, blitzschnell vorüber, was ihm schrecklich war. Auf's neue erwacht und zum dritten Mal eingeschlafen, verfertigte Seckendorff im Schlafe ein Gedicht und setzte es in Musik; abermals erwacht, stand er auf und schrieb Traum, Gedicht und Komposition noch in der nämlichen Nacht nieder.“

Varnhagen's Denkwürdigkeiten u. vermischte Schriften, IV 164.

„Der Proktophantasmist“

Christoph Friedrich Nicolai, geboren am 18. März 1733 in Berlin, gestorben am 8. Januar 1811 daselbst, einflußreicher Schriftsteller und Buchhändler.

Der Aufklärer Nicolai wurde eine Zeitlang von Spukerscheinungen verfolgt. Er scheute sich aber nicht, seine Erlebnisse aufzuzeichnen und den Bericht selbst in der Berliner Akademie vorzulesen; der Vortrag erschien überdies noch in einem besonderen Abdruck.

„Während der letzten zehn Monate des Jahres 1790“, heißt es dort, „hatte ich Sorgen und Kummernisse gehabt, welche mir sehr nahe gegangen waren. Der Doktor Selle, welcher mich zweimal jährlich zur Aber ließ, hatte für gut gehalten, das diesmal nur einmal zu tun.“ [Nicolai führte also von vorneherein die Erscheinungen auf Erkrankung seines Organismus zurück.] „Am 24. Februar 1791 erblickte ich

nach einem lebhaften Arger plötzlich in zehn Schritten Entfernung einen Toten . . . Die Erscheinung dauerte acht Minuten. Um 4 Uhr nachmittags wiederholte sie sich, während ich allein war. Von dem Vorfalle gequält, begab ich mich in das Zimmer meiner Frau, und die Erscheinung folgte mir dahin. Um 6 Uhr sah ich verschiedene Gestalten, welche mit der ersten nichts gemein hatten. Nachdem die erste Erregung vorüber war, betrachtete ich die Phantome, . . . mit größter Sorgfalt, indem ich nach einer Gedankenverlektung suchte, in Folge deren diese Gestalten sich meiner Einbildung zeigten, konnte jedoch keinerlei Zusammenhang derselben mit meinen Beschäftigungen, Gedanken und Arbeiten finden. Am folgenden Tage verschwand der Tote, aber er wurde durch eine große Anzahl anderer Gestalten, zum Teil meiner Freunde, meistens aber fremder ersetzt. Personen meines intimsten Umganges waren nicht unter ihnen, sondern fast ausschließlich mehr oder weniger fern wohnende . . . Diese Erscheinungen waren ebenso klar und bestimmt, wenn ich in Gesellschaft, als wenn ich allein war, am Tage wie während der Nacht, auf der Straße wie in meinem Hause. Wenn ich die Augen schloß, verschwanden sie mitunter, aber wenn ich sie öffnete, waren sie sofort wieder da. — Im allgemeinen schienen sich die Gestalten, welche beiden Geschlechtern angehörten, sehr wenig um einander zu kümmern, sondern bewegten sich in einer geschäftigen Art und Weise wie auf einem Markt, zeitweise hatte man jedoch auch meinen Können, daß sie miteinander Geschäfte machen. Wiederholt sah ich auch Leute zu Pferd, Hunde und Vögel. Sie hatten in allem nichts Besonderes, nur daß sie etwas blässer als in natürlichem Zustande erschienen. — Etwa vier Wochen später vermehrte sich die Zahl der Erscheinungen. Ich begann sie sprechen zu hören. Manchmal unterhielten sie sich miteinander, der Regel nach richteten sie aber das Wort an mich. Ihre Rede war kurz und im ganzen angenehm. Öfter hielt ich sie für zärtliche und gefühlvolle Freunde, welche meine Kummernisse zu mildern suchten. — Obgleich ich zu dieser Zeit geistig und körperlich ziemlich wohl war und die Erscheinungen mir so vertraut geworden waren, daß sie mich gar nicht mehr beunruhigten, suchte ich mich doch ihrer durch geeignete Heilmittel zu entledigen. Es wurde beschlossen, daß mir Blutegel angelegt wurden, was auch am 20. April um 11 Uhr vormittags geschah. Der Chirurg war mit mir allein, als während der Operation mein Zimmer sich mit menschlichen Gestalten aller Art füllte. Diese Erscheinung setzte sich ohne Unterbrechung bis 1/25 Uhr fort, zu welcher Zeit meine Verdauung begann. Ich bemerkte da, daß die Bewegungen der Phantome langsamer wurden, bald dar-

auf fingen sie an zu verblassen. Die Bewegungen wurden sehr gering, während die Formen so bestimmt waren wie zuvor. Allmählich wurden sie aber nebelhafter und schienen in der Luft zu zerfließen, während einige Teile noch eine erhebliche Zeitlang sichtbar blieben. Etwa um 8 Uhr war das Zimmer von seinen phantastischen Besuchern ganz geleert. Nach dieser Zeit habe ich zwei- oder dreimal geglaubt, daß die Visionen sich wieder zeigen wollten, aber es war nicht der Fall.“

Goethe verspottete Nicolai, das Urbild des *Famulus Wagner*, als er ihn in der *Walpurgisnacht* als *Proktophantasmist* — „*proktophantasmistische Halluzinationen*“ nennt nämlich Nicolai selbst seine Gesichte — sagen läßt:

„Ihr seid noch immer da! Nein, das ist ja unerhört,
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspaß, es fragt nach keiner Regel,
Wir sind so klug und dennoch spukt's in Teigel.“

Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen nebst einigen erläut. Anmerkungen von Friedrich Nicolai, Berlin 1799.

Die geheimen Obern

Heinrich Jung, genannt Stilling, geboren am 12. September 1740 in Grund (Westfalen), gestorben am 2. April 1817 in Karlsruhe, Schriftsteller und berühmter Arzt, in seiner Straßburger Studienzeit mit Goethe und Herder befreundet.

Im Jahre 1787 war Jung-Stilling als Professor der Staatswissenschaften an die Universität Marburg berufen worden. Er wohnte nicht selbst in Marburg, sondern in dem unweit gelegenen Dorf *Döckershausen*, wo er eines Tages von einem höchst merkwürdigen Besucher überrascht wurde. Er selbst schreibt darüber in „*Jung-Stillings Lebensgeschichte*“, die er ausdrücklich als „eine wahrhafte Geschichte von ihm selbst erzählt“ bezeichnet:

„An einem Morgen im Frühjahr 1796 kam ein junger, schöner Mann in einem grünen, seidenplüschenen Kleide, schönen Stauden und seidnem Regenschirm nach *Döckershausen* in *Stilling's Haus*; dieser Herr machte *Stillingen* [er schreibt seine Lebensgeschichte bekanntlich in der dritten Person!] ein Kompliment, das eine feine und sehr vornehme Erziehung verriet. *Stilling* erkundigte sich, wer er sei? — er erfuhr, daß es der merkwürdige *K.* war. *Stilling* wunderte sich über den Besuch, und seine Verwunderung stieg durch die Erwartung, was dieser äußerst rätselhafte Mann vorzubringen haben möchte. Nachdem sich

beide geküßt hatten, fing der Fremde damit an, daß er Stillingen wegen eines Augenleidens aufsuchte [Jung-Stilling war bekanntlich wegen seiner Staroperationen berühmt, die er auch in Marburg noch ausführte]; indessen drückte ihn sein Anliegen so, daß er bald ... dann sagte: „Herr Hofrat! nicht wahr, Sie haben das ‚Heimweh‘ geschrieben?“ „Ja, mein Herr K!“ — „So sind Sie einer meiner geheimen Obern ...“ — „Nein! lieber Herr ...! ich bin weder Ihr noch irgend eines Menschen geheimer Oberer ...“ Der Fremde sah Stilling starr und mit inniger Bewegung an und erwiderte: „Liebster Herr Hofrat! hören Sie auf, sich zu verbergen, ... ich dünkte doch, Sie kennen mich schon!“ — „Ich bezeuge Ihnen bei dem lebendigen Gott, daß ich in keiner geheimen Verbindung stehe, und wahrlich nichts von dem Allen begreife, was Sie von mir erwarten.“

Diese Äußerung war zu stark und zu ernstlich, als daß sie den Fremden hätte in Ungewißheit lassen können; jetzt war nun die Reihe an ihm, zu staunen und sich zu verwundern, er fuhr also fort: „Aber so sagen Sie mir doch, woher wissen Sie denn etwas von der großen und ehrwürdigen Verbindung im Orient, die Sie im „Heimweh“ so umständlich beschrieben, und sogar ihre Versammlungshäuser in Aegypten, auf dem Berge Sinai, im Kloster Canobin und unter dem Tempel zu Jerusalem genau bestimmt haben?“

„Von dem Allen weiß ich ganz und gar nichts, sondern diese Ideen und Vorstellungen kamen mir sehr lebhaft in die Imagination. Es ist alles bloß Fiktion, pure Erdichtung.“

„Verzeihen Sie! — die Sache verhält sich in der That und Wahrheit so — es ist unbegreiflich — erstaunlich, daß Sie das so getroffen haben. Nein! — das kommt nicht von ungefähr!“ — Jetzt erzählte nun dieser Herr die wahren Umstände von der Verbindung im Orient. Stilling staunte und wunderte sich über die Massen, denn er hörte merkwürdige und außerordentliche Dinge, die aber nicht von der Art sind, daß sie öffentlich bekannt gemacht werden dürfen ...

Um die nämliche Zeit schrieb auch ein gewisser großer Fürst an ihn und fragte ihn: woher er doch etwas von der Verbindung im Orient wisse? denn die Sache verhalte sich so, wie er sie im „Heimweh“ beschrieben habe. Die Antwort fiel natürlich schriftlich so aus, wie er sie obigem Fremden mündlich gegeben hatte.“

Johann Heinrich Jung's (gen. Stilling) Lebensgeschichte
Leipzig o. J., S. 464/5.

Lavaters Tod

Am 13. Juli 1799 schrieb Stilling wegen einer Wohlthätigkeitsammlung für den Kanton Unterwalden an Antistes Heß in Zürich, wobei ihm etwas Seltsames widerfuhr:

„Mitten im Schreiben, als er gerade des Zustandes gedachte, in dem sich jetzt die Schweiz befand, bekam er auf einmal einen tiefen Eindruck ins Gemüt, mit der Überzeugung: Lavater würde eines blutigen Todes sterben ... Daß Stilling sehr darüber erstaunte, ist natürlich. [Er theilte seine unheilvolle Ahnung auch Heß mit] und bat ihn zugleich, er möchte dies Lavatern bei Gelegenheit sagen. Heß antwortete bald, bezeugte seine Verwunderung und versprach, es Lavatern zu entdecken, er müßte aber dazu eine geeignete Zeit abwarten. So viel ich mich erinnere ist es auch Lavatern wirklich gesagt worden.“

Diese Vorschau hatte Stilling am 13. Juli. Nur kurze Zeit nachher traf Lavater die Kugel eines halbbetrunkenen Soldaten.

Stilling's Lebensgeschichte, 403.

Der Brand

Georg Christoph Lichtenberg, geboren am 1. Juli 1742 in Oberramstadt bei Darmstadt, gestorben am 24. Februar 1799 in Göttingen, Professor der Physik in Göttingen; berühmt wurden seine philosophischen Aphorismen.

„Ich lag einmal in meiner Jugend des Abends um 11 Uhr im Bette, und wachte ganz hell, denn ich hatte mich eben niedergelegt. Auf einmal wandelte mich eine Angst wegen Feuer an, die ich kaum bändigen konnte, und mich dünkte, ich fühlte eine immer mehr zunehmende Wärme an den Füßen, wie von einem nahen Feuer. In demselben Augenblick fing die Sturmglöcke an zu schlagen, und es brannte, aber nicht in meiner Stube, sondern in einem ziemlich entfernten Hause.“

Lichtenberg sagt von sich selbst: „Einer der merkwürdigsten Züge in meinem Charakter ist gewiß der seltsame Aberglaube, womit ich aus jeder Sache eine Vorbedeutung ziehe, und in einem Tage hundert Dinge zum Orakel mache ... Jedes Kriechen eines Insekts dient mir zur Antwort auf eine Frage über mein Schicksal.“ Oder an anderer Stelle: „Wenn ich bisweilen viel Kaffee getrunken hatte, und daher über alles erschrak, so konnte ich ganz genau merken, daß ich eher erschrak, ehe ich den Krach hörte. Wir hören also gleichsam noch mit andern Werkzeugen, als mit den Ohren.“

Gg. Christoph Lichtenberg, Vermischte Schriften,
Göttingen 1800, I 18, 26.

„... und dennoch spukt's in Tegel“

Die Brüder Humboldt — Alexander von Humboldt (1769—1859), Naturforscher und Forschungsreisender, und Karl Wilh. von Humboldt (1767 bis 1855), Sprachforscher und Staatsmann — besaßen in Tegel bei Berlin ein Landhaus, in dem es gespukt haben soll.

Schiller berichtete hierüber am 17. September 1800 an Goethe: „Körner schreibt mir vor einigen Tagen mit großem Verwundern, daß eine Nachricht da sei, die Humboldts geben sich mit Geisterseheneien ab. Eine gewisse Neigung hatte Humboldt wirklich nach dieser Seite gehabt und es ist möglich, daß Paris dazu geholfen hat, sie zu entwickeln. Alexander soll den Geist seiner Mutter nicht loswerden können.“ In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß beim Niederreißen des Tegeler Spukhauses — wie das „Berliner Tageblatt“ vom 17. November 1906 berichtete — das Skelett eines erwachsenen Menschen gefunden wurde, das, nach seiner Beschaffenheit zu schließen, mindestens hundert Jahre in der Erde gelegen haben mußte; man vermutete, daß es sich um ein Verbrechen handelte, dessen Opfer auf diese Weise beseitigt wurde.

Doppelgänger

Lord George Gordon Byron, geboren am 22. Januar 1788 in London, gestorben am 19. April 1824 in Missolonghi, englischer Dichter.

„In einer späten Winternacht des Jahres 1820 unterhielt sich Lord Byron in dem alten englischen Schloß N. inmitten eines Freundeskreises sehr angeregt über Spuk und dergleichen Dinge.

„Sie glauben also allen Ernstes, Mylord, daß es übersinnliche Erscheinungen gibt?“ fragte ihn etwas ungläubig eine jüngere Dame.

„Gewiß“, erwiderte Byron, „ich habe soviel in dieser Hinsicht selbst erlebt und Berichte zuverlässiger Zeugen hierüber erhalten, daß ich es annehmen muß. Hören Sie zum Beispiel nur die folgende Geschichte, die ich unmittelbar von einem Kapitän Kidd selbst vernahm: „Einst schlief dieser des Nachts in seiner Kajüte, da war es ihm, als läge etwas Schweres auf ihm. Er öffnet die Augen und glaubt bei dem schwachen Licht, das den Raum erhellte, seinen Bruder zu sehen, der, mit seiner gewöhnlichen Uniform bekleidet, sich quer über das Bett lehnte. Der Kapitän hält es für Sinnestäuschung und bemüht sich wieder einzuschlafen. Aber der Druck, den er fühlt, dauert an und ebenso, wenn er die Augen öffnet, die Erscheinung. Er untersucht, berührt die Gestalt und hat das gleiche Gefühl, als sei die Uniform tiefend naß. Nun

erschrickt er und ruft einen seiner Offiziere; aber als dieser kommt, ist die Gestalt verschwunden. Ein paar Monate später erhält Kidd die Nachricht, daß in derselben Nacht sein Bruder in den indischen Gewässern ertrunken war.“

„Das war also der Doppelgänger des Bruders Ihres Kapitäns gewesen“, fügte einer der Anwesenden hinzu. — „Gehören Sie übrigens nicht selbst zu den Doppelgängern, Mylord? — Mir wurde erzählt, Sie wurden im Jahre 1810, während Sie krank in Padras lagen, zugleich von Sir Robert Peel und dessen Bruder in London gesehen; und ein andermal, als Sie sich beim Tode des Königs in die Liste der Leidtragenden eingezeichnet hätten, obwohl Sie sich damals in Griechenland oder in der Türkei befanden. Auch hörte ich von Walter Scott, daß dieser, wenn er lebhaft an Sie denkt, immer glaube, Ihre Gestalt an den Vorhängen seines Bettes zu sehen.“

Lord Byron lächelte und bestätigte damit die soeben ausgesprochene Behauptung, was die unheimliche Stimmung, die über der Gesellschaft lag, noch erhöhte.

„Ich zweifle nicht“, nahm Byron nach einer betretenen Pause das Gespräch wieder auf, „daß wir nach einem uns unbekanntem Vorgang, doppelt, also auch noch an einem anderen entfernten Ort antwesend sein können, aber welcher von den beiden ich in diesem Augenblick wirklich bin, überlasse ich Ihnen zu entscheiden. Das Einzige, was ich hoffe und wünsche, ist, daß sich mein zweites Ich immer wie ein Gentleman benimmt.“

Monthly Review, Jg. 1830, S. 221; Briefe u. Tagebücher d. Lord Byron u. Notizen a. s. Leben, hg. v. Thomas Moore, Braunschweig 1832.

Bist du zufrieden?

Percy B. Shelley, geboren am 4. August 1792 in Field Place (Sussex), am 8. Juli 1822 bei Spezia ertrunken, engl. Lyriker.

Am 23. Juni 1822 — es war kurz vor seinem Tod — hörte man den Dichter in seiner Wohnung in Rom laut schreien. Man lief zu ihm und fand ihn ins Leere starrend. Er sah die Erscheinung einer in einen Mantel gehüllten Gestalt, die an sein Bett kam und ihm winkte zu folgen. Er tat es und als sie ins Wohnzimmer eingetreten waren, schlug das Phantom den Mantel auseinander: — es war Shelleys eigene Gestalt. „Bist du zufrieden?“ sprach der Doppelgänger hierauf und verschwand vor seinen Blicken.

Man glaubte, die Erscheinung damit erklären zu können, daß Shelley Calderons zugeschriebenes Trauerspiel „El Embozado“ gelesen hätte

und von diesem stark beeindruckt worden wäre. In diesem Stück nämlich verfolgt eine geheimnisvolle Person den Helden sein ganzes Leben hindurch, und als sie ihm zuletzt in einem Duell Genugthuung geben will, da offenbart sie sich als sein Doppelgänger. Auch dieser fragt: „Bist du befriedigt?“, darauf der Mann vor Schrecken stirbt. Die Begegnung Shelleys mit seinem Doppelgänger soll am 23. Juni 1822 stattgefunden haben. Nur sechs Tage nachher — wie Lord Byron einem Mr. Corwell mittheilte — wollen einige Freunde Shelley in einem Wald unweit Lerici genau gesehen haben, während er selbst in Wirklichkeit, wie sie nachher zuverlässig erfuhren, in eben dem Augenblick in einer ganz anderen Gegend war.

Die Erscheinung hatte jedenfalls eine schlimme Vorbedeutung: Am 18. Juli 1822 wurde der kaum Dreißigjährige bei einer Kahnfahrt auf der Höhe von Spezia von einem Sturm überrascht und kam ums Leben. Manche behaupteten auch, er wäre ersäuft worden.

Briefe u. Tagebücher d. Lord Byron und Notizen a. s. Leben, hg. v. Thomas Moore, Braunschweig 1832.

Uhnung

Marie Antoinette, geboren am 2. November 1755 in Wien, starb am 16. Oktober 1793 in Paris auf dem Schafott, Königin von Frankreich, Tochter der Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich, heiratete 1770 den späteren König Ludwig XVI., dessen Geschick sie in der Revolution theilte.

Mehrere Jahre vor der französischen Revolution ging Marie Antoinette an einem Morgen in dem Lustwäldchen von Klein-Trianon, das ihr Gemahl Ludwig XVI. für sie erbaut, spazieren. Als die Königin mit ihrer Gesellschaft den dort befindlichen schattigen Gang einschlug, der auf beiden Seiten mit hohen Wänden von Hagebuchen besetzt war, traf sie einen wohlgekleideten Mann, der sich sogleich aus Ehrfurcht entfernte. Die Königin überfiel beim Anblick dieses Unbekannten unwillkürliches Zittern und plötzlicher Schrecken. Die Hofdamen, die sie umgaben, fragten sie um die Ursache einer so großen Erregung. — „Was ich soeben fühlte“, erwiderte die noch ganz bewegte Königin, „ist mir unerklärbar. Kaum hatte ich diesen Mann erblickt, der mir übrigens ganz unbekannt ist, so fühlte ich mich von einem heftigen Abscheu ergriffen, den ich mir auf keine Art erklären kann. Sie sehen, daß ich noch ganz davon zittere.“

Dieser Mann, den die Königin in der hernach ausbrechenden Revolution kennen lernte, war der Bierbrauer Santerre, der später so feindselig gegen die königliche Familie auftrat und bei der Verhaftung

und Enthauptung des Königs und seiner Gemahlin die Pariser Nationalgarde kommandierte.

Blätter aus Prevorst, hg. von Just. Kerner, 6. Sammlg., Karlsruhe 1835, S. 175/6.

Napoleons Stern

Napoleon Bonaparte, geboren am 15. August 1769 in Ajaccio (Korsika), gestorben am 5. Mai 1821 in Langwood (St. Helena). — Graf Jean Rapp, geboren am 26. April 1772 in Kolmar, gestorben am 8. November 1821 in Rheinweiler (Baden), französischer General.

Wie manche andere, so hielt sich auch Napoleon Bonaparte für ein Werkzeug der Vorsehung. Er glaubte nichts fürchten zu müssen, solange er für deren Ziele nötig erachtet würde. Auch war er des Glaubens, daß ihn ein spiritus familiaris beschütze, ein Dämon ihn leite, der in gewissen Augenblicken die Form einer leuchtenden Kugel, die er seinen Stern nannte, annehme, oder ihn in der Gestalt eines rot gekleideten Männchens besuche und ihn warne.

Von diesem „Stern“ handelt auch die folgende Begebenheit, die General Rapp einem Herrn Passy erzählte. Eines Tages — es war im Jahre 1806 — trat General Rapp in das Zimmer des Kaisers und fand ihn ganz in sich versunken. Schließlich wandte sich Napoleon um, kam auf Rapp zu, nahm ihn beim Arm und fragte ihn: „Sehen Sie den Stern da oben?“ — General Rapp aber sah nichts und bemerkte dies auch zu Napoleon, der nun fortfuhr: „Es ist mein Stern, General, er steht glänzend vor Ihnen. Er hat mich nie verlassen, ich sehe ihn bei allen großen Gelegenheiten, er befiehlt mir vorwärts zu gehen und ist für mich ein beständiges Glückszeichen.“

Maximilian Perty, Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur, Leipzig . . . 1861, S. 129.

Er ist es!

Im Jahre 1800, am Vorabend der Schlacht von Marengo, erschien Steingel, ein beliebter Ordnonanzoffizier Bonapartes, der diesen schon nach Agypten begleitete, mit einem schwarz versiegelten Paket vor Napoleon und sprach: „General, das ist mein Testament; ich werde morgen fallen und lege meine letztwilligen Verfügungen in Ihre Hände, um deren Ausführungen zu sichern.“ — Als Bonaparte ihn fragte, warum er denn glaube, daß er sterben werde, erklärte er: „Mir träumte die vergangene Nacht — es wäre der entscheidende Augenblick der Schlacht, da bin ich mit meinem Pferde vorgesprengt

und habe mich einem riesigen gepanzerten Kroaten gegenüber befunden. Ich drang auf ihn ein, und traf ihn auch mit dem Degen. Die Klinge aber prallte von seinem Panzer ab. Sodann fielen Panzer und Uniform des Reiters in Staub und ich sah den Tod mit der Sichel vor mir, der mir höhnisch lächelnd einen Streich versetzte, worauf ich tot vom Pferde stürzte.“

Am andern Tag wurde Steingel auf dem Schlachtfeld tot aufgefunden. Man berichtete darüber Bonaparte: Als die Trompeter der Guides des ersten Konsuls zur Charge bliesen, sprengte Steingel vorwärts und da er fünfzehn Schritte vor sich einen riesigen Reiter, einen Kroaten sah, rief er aus: „Er ist es, ich kenne ihn!“ — Steingel saß wie gelähmt im Sattel. Der Reiter avancierte, Steingel führte mit seinem Degen einen Stoß, der aber am Panzer des Kroaten laut abprallte. Mit rascher Bewegung führte dieser daraufhin seinen tödlichen Streich.

Die Erinnerung an jene Begebenheit begleitete Napoleon durch sein ganzes Leben und auf St. Helena waren bekanntlich seine letzten Worte: „Steingel! Allez, courez! Prenez la charge! Ils sont à nous... tête... armée.“

Maximilian Perty, Blicke i. d. verborgene Leben d. Menschengestirns, Heidelberg 1869. S. 175.

Der Schloßgeist von Bayreuth

Im Jahre 1809 war General d'Espagne, Divisions-Kommandeur bei der Reserve der schweren Kavallerie des 8. französischen Armeekorps, im neuen Schloß zu Bayreuth mit seinem Stab einquartiert. Gegen Mitternacht hörte man aus dem Schlafzimmer des Generals Geschrei und Gepolter. Der herbeigeeilte Ordonnanzoffizier fand den General mitten im Zimmer unter der umgestürzten Bettstelle. Er war in größter Aufregung, nahm ein Beruhigungspulver und ließ einen Aderlaß vornehmen. Als er sich wieder erholt hatte, erzählte er, es wäre ihm eine gespenstische Frauengestalt erschienen, deren Aussehen genau dem Porträt der Weißen Frau in der Ahnengalerie gleiche, schließlich wäre sie auf ihn gestürzt, hatte ihn zu erwürgen gedroht, das Bett mitten ins Zimmer geschoben und dieses plötzlich mit seinem Inhalt umgestülpt. Als er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, war das Gespenst verschwunden.

Der General verließ in heftiger Gemütsbewegung noch in der gleichen Nacht die Residenz, um sein Quartier in dem Lustschloß Fantaisie zu nehmen. Auf seinen Befehl mußten unter Aufsicht fran-

zösischer Offiziere der Parkettboden herausgenommen und die Wandtapeten losgelöst werden, um zu untersuchen, ob nicht Verenkungen und verborgene Gänge vorhanden wären, durch die etwa ein ihm Feindseligler eindringen und einen bösen Scherz mit ihm hätte treiben können. Es fand sich aber nichts.

Die Erzählung der Begebenheit wurde in der französischen Armee weit verbreitet. Der General selbst sah in der Erscheinung die Botschaft seines baldigen Todes, der ihn auch am 21. Mai 1809 in der Schlacht bei Aspern erreichte. Das oben erwähnte Bild im Neuen Bayreuther Schloß zeigt die Weiße Frau in einem dunklen mit Pelz besetzten Kleide und einer Kappe mit weißem Besatz, der über die Stirn hereinfiel. Ein anderes Bildnis der Weißen Frau (Gräfin Drlamünde) befand sich in der Eremitage und zeigte sie in weißer Schäfertracht.

(Prof.) G. Fr. Daumer, Das Geisterreich in Glaube, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit, 2 Bde., Dresden 1867, II 166.

Bestrafter Ehrgeiz

Im „Tagebuch von St. Helena“ wird auch des Todes des Ordonnanzoffiziers de Cervoni in der Schlacht von Eckmühl gedacht, dessen Todesahnung sich alsbald erfüllte.

„Sire“, sagte Cervoni zu Napoleon, „Sie haben mich genötigt, mein geliebtes Marseille zu verlassen, als Sie mir schrieben, daß für Soldaten die Grade der Ehrenlegion nur auf dem Schlachtfeld erreichbar seien... Hier bin ich nun, es ist mein letzter Tag.“

Eine Viertelstunde nachher riß ihm eine Kanonenkugel den Kopf weg.

Perty, Blicke i. d. verborgene Leben d. Menschengestirns, Heidelberg 1869, S. 175.

Napoleon und die Weiße Frau

Zweimal hielt sich Bonaparte in Bayreuth auf. Das erste Mal war es am 14. Mai 1812, auf seinem Feldzug nach Rußland. Er nahm im Neuen Schloß Quartier. Ein Kurier war vorausgesandt worden, mit dem ausdrücklichen Befehl, daß der Kaiser nicht in den Zimmern einlogiert sein wolle, wo die Weiße Frau zu erscheinen pflege. Auch ordnete er an, daß vor seinem Eintreffen der Zutritt in die für ihn hergerichteten Zimmer niemanden gestattet sein soll. Er muß also von dem Spuk sehr wohl unterrichtet gewesen sein.

Wenige Stunden vor seiner Ankunft ging Graf Münster durch die Zimmer, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei. Da wurde er in der

Palmengalerie durch die Erscheinung einer Dame überrascht. Er blickte genauer hin und erkannte in ihr die Weiße Frau, die einen Augenblick später wieder verschwand. — Als nun Napoleon ankam, fragte er sogleich den Grafen Münster, ob seine Befehle befolgt worden wären. Dieser bestätigte, verschwieg aber das gehabte Erlebnis. Bei der Abreise am nächsten Morgen war der Kaiser auffallend unruhig und verstimmt. Er sprach mehrmals die Worte: „ce maudit chateau!“ vor sich hin und äußerte, daß er hier nicht mehr absteigen werde. Dann erkundigte er sich genau nach dem Kleid, das die Weiße Frau auf dem im Schloß befindlichen Gemälde habe; das Anerbieten aber, dasselbe herbeizuholen, lehnte er entschieden ab. Seiner nächsten Umgebung flüsterte er zu, daß er eine böse Nacht gehabt und durch das Erscheinen der Weißen Frau erschreckt wurde.

Am 3. August 1813, nach dem unglücklichen russischen Winterfeldzug, kam Napoleon wieder nach Bayreuth. Ein Kurier brachte die Order, daß der Kaiser diesmal nicht im Neuen Schloß abzustiegen wünsche. Es wurden daher Vorbereitungen im Alten Schloß getroffen. Der Kaiser erklärte jedoch bei seiner Ankunft, er wolle hier nicht übernachten, sondern gleich nach Plauen weiterfahren, was denn auch geschah.

Diese Berichte stammen aus den Aufzeichnungen des Grafen Münster, dem Intendanten der Bayreuther Schlösser, die Julius von Minutoli in seiner Schrift: „Die Weiße Frau“, Berlin 1850, wiedergibt. „Graf Münster“, heißt es dort, „ein wissenschaftlich gebildeter, aufgeklärter Mann, versicherte aufs bestimmteste, jener Erscheinung im Bayreuther Schlosse mehrmals begegnet zu sein. Er vermied es geflissentlich das Zimmer zu betreten, worin sich das Bildnis befand, und als es der Maler Jarwart kopieren wollte, schien es der Graf nicht zu begreifen, wie man die Nähe eines so unheimlichen Gegenstandes ertragen könne.“

G. Fr. Daumer, Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit, 2 Bde., Dresden 1867, II 169.

Erfüllte Ahnung

General Montbrun war überzeugt, daß er fallen werde, sobald er ein kleines Pferd im Gefecht reite. In der Schlacht an der Moskowa führte er den ersten Angriff auf einem Pferd mit hohem Wuchse an. Es stürzte, von einer Kugel tödlich getroffen, er selbst blieb unverletzt. Als Ersatz brachte man ihm ein kleines Pferd, das er ohne Zögern bestieg, dabei aber die Worte sprach: „Vorwärts, es scheint, daß meine

letzte Stunde geschlagen hat.“ Sprach's und stürzte sich auf den Feind. Wenige Minuten darauf sank er tödlich getroffen vom Pferd.

Maximilian Perty, Blicke i. d. verborgene Leben des Menschengestirns, Heidelberg 1869, S. 176.

Der Tod des Marschalls

Jean Baptiste Bessières, geboren am 6. August 1768 in Prayssac, gefallen am 1. Mai 1813 bei Rippach, Marschall von Frankreich.

Den Tod des Marschalls erzählt sein Aide-de-camp Oberst de Bandu:

„Am 13. April 1813 brachte Napoleon die Nacht in seinem Hauptquartier in Weiffensfels zu, gleichfalls Marschall Bessières, der die ganze Kavallerie kommandierte. Am Morgen, als ich mit ihm frühstückte, fand ich ihn traurig. Auch wollte er lange nichts zu sich nehmen. Endlich gab er meinen Vorstellungen nach und sagte lächelnd: „Nun, wenn mich diesen Morgen eine Kanonenkugel wegnimmt, so soll sie mich wenigstens nicht nüchtern haben.“ — Der Kaiser war aufs Pferd gestiegen, der Marschall folgte ihm. Der Herzog von Eichingen hatte das vom Feinde besetzte Dorf Rippach genommen, der Marschall rekonnozierte das Defilé [Eng, Hohlweg], durch welches ein Teil seiner Kavallerie passieren sollte. Kurze Zeit darauf wurde er durch eine Kanonenkugel einer preussischen Batterie getötet.“

Oberst du Bandu, Etudes sur Napoleon.

Das Gesicht der Mme. Thayer

Henri G. Bertrand, geboren am 28. März 1773 in Chateauroux, gestorben am 31. Januar 1844 daselbst, französischer General, folgte Napoleon freiwillig in die Verbannung; nach dem Tode Napoleons kehrte er nach Frankreich zurück.

General Bertrand hatte eine Tochter mit dem Namen Hortense, die mit Amédée Thayer verheiratet war, der 1866 als Senator des dritten Kaiserreiches starb. Im Jahre 1844 erkrankte Mme. Thayer und fuhr zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nach Madeira. Ihr Vater, General Bertrand, befand sich in Chateauroux. Im Jahre 1844 kam er für einige Tage nach Paris. Ende des Monats reiste er wieder mit der Postkutsche ab. Es war sehr kalt, er holte sich eine Lungenentzündung und starb am 29. Januar 1844.

An jenem Tag unterhielt sich seine Tochter mit ihrem Gatten und einigen Bekannten friedlich und fröhlich in Madeira. Plötzlich erblickte sie, sprang mit einem Schreckenruf auf, brach in Tränen aus und

rief: „Mein armer Vater ist tot!“ Man suchte sie zu beruhigen, brachte die letzten Briefe des Vaters, die alle nur befriedigende Nachrichten enthielten, aber Mme. Thayer blieb untröstlich und bestand auf ihrer Behauptung. Der erste Kurier brachte Mme. Thayer die Nachricht, daß der General am 29. Januar zu derselben Stunde gestorben war, in der sie das Gesicht gehabt hatte.

Camille Flammarion, *L'Inconnue*, deutscher Titel: „Rätsel des Seelenlebens“, übersetzt v. Gustav Meyrink, Stuttgart 1924, S. 48.

Die Weiße Frau im Berliner Schloß

Prinzessin Luise von Preußen, geboren 1770, Tochter des Prinzen August Ferdinand von Preußen, des jüngsten Bruders Friedrich II., Schwester des Prinzen Louis Ferdinand.

„Die Königin hatte eines Abends zur Teestunde in ihrem Kabinett am Fenster gesessen, als ihr vorkam, als ob sie in einem Türmchen ein vor gebeugtes Gesicht gewahrte, das sie anzublicken schien. Sie ließ ihre Damen, ihre Kammerherren und sogar ihre Lakaien kommen, und alle meinten denselben Kopf zu sehen. Als letzte kam Prinzessin Friederike gelaufen. „Was siehst du an jenem Türmchen?“ fragte die Königin, und die Prinzessin und ihre Gouvernante versicherten, sie sähen die Weiße Frau. Aller Augen hingen unverwandt an jenem Fenster, während das Gesinde hinlief, um es zu öffnen. Doch bevor sie es zu erreichen vermochten, war das Gespenst verschwunden.

Ganz Berlin erregte sich über dieses Vorkommnis, dem so viele Personen beigewohnt zu haben behaupteten. Mich versetzte es in größten Schrecken und wenn ich nach dem Schloß mußte, eilte ich voller Furcht und Zittern über die Treppen und Gänge und fürchtete bei jedem Schritt, die Weiße Frau erscheinen zu sehen. Der kurz darauf eingetretene Tod Friedrichs II. verschaffte dieser Sage noch mehr Glauben.“

Lebensaufzeichnungen der Prinzessin Luise. In „Prinz Louis Ferdinand von Preußen“, Ein Bild s. Lebens, hg. von Dr. Hans Wahl, Weimar 1917, S. 11.

Schweigen

Prinz Louis Ferdinand von Preußen, geboren am 18. November 1772 in Friedrichsfelde, gefallen am 10. Oktober 1806, hochbegabt, besonders sehr musikalisch, seit 1799 Generalleutnant.

Es war am Abend vor der Schlacht bei Saalfeld. In einem der Säle des Schlosses von Rudolstadt waren alle Offiziere des Generalstabs versammelt. Man erwartete die Rückkehr des Prinzen, der am

Morgen fortgeritten war, um die neuesten Befehle des Herzogs von Braunschweig entgegenzunehmen. Als er gegen 8 Uhr zurückkehrte, kündigte er seinen Offizieren an, daß am Morgen des nächsten Tages die Feindseligkeiten beginnen würden. Man setzte sich an die Tafel. Gegen Mitternacht unterhielt sich der Prinz etwas abseits höchst zuversichtlich mit Mostig, in der Nähe eines Klaviers, das sich im Saal befand.

„In diesem Augenblick schlug die Schloßuhr Mitternacht. Mit dem zwölften Schlag geschah eine sonderbare Veränderung mit der Person des Prinzen. Sein schönes Gesicht erbleichte feldsam, seine über die Tasten des Klaviers gleitenden Finger wurden steif, wie gekrampft; er fährt mit der Hand über die Augen, wendet sich zu mir, der diesem Zwischenfall mit Befremden zusah, und, mit einer raschen Bewegung eine Kerze ergreifend, stürzt er auf die Tür zu und verschwindet.

Die Gäste, mit einer Unterhaltung beschäftigt, bemerkten dieses plötzliche Verschwinden nicht. Ich aber, der einen Augenblick vorher mit dem Prinzen gesprochen hatte, ich suchte mir vergebens zu erklären, was vor meinen Augen geschehen war. Dieses Geheimnis mußte aufgeklärt werden. Eilends den Schritten des Prinzen folgend, stürzte ich mich auf die Tür zu, durch die er verschwunden war. Sie führte auf einen langen Korridor, der als Ausgang nur eine Seitentür hatte, die in den Schloßhof hinausging. Da sah ich den Prinzen, der, die flackernde Kerze in der Hand haltend, mit ruckweisen Schritten einer in einen Schleier von auffallender Weiße gehüllten menschlichen Gestalt folgte. Dieses phantastische Wesen entfernte sich, ohne furchtvolle Hast zu zeigen; am gegenüberliegenden äußersten Ende der Galerie angekommen, verschwand die Erscheinung.

Es gab, das wußte ich, keine Tür an dieser Seite. Dieses geheimnisvolle Verschwinden setzte mich in Erstaunen. Der Prinz aber warf die Kerze auf die Erde und begann zu untersuchen, ob eine geheimnisvolle Tür an dieser Stelle angebracht sei. Er ließ seine Hände über die Mauer gleiten, schlug dagegen um sich zu versichern, ob der Schlag nicht die Existenz einer dieser geheimnisvollen Ausgänge verriete, die in alten Schlössern so häufig sind, aber nichts!

Da näherte ich mich, um ihm bei seiner Untersuchung zu helfen. Bei meinem Anblick zitterte er: „Mostig! hast du gesehen?“ — „Ja“, antwortete ich mit der größten Kaltblütigkeit, „ich habe eine ganz in Weiß gekleidete Frau gesehen, die Eure Hoheit...!“ Er ließ mir nicht Zeit zu beenden. „Es ist also kein Traum! ja, ich habe sie gesehen, ... es ist die Weiße Frau...!“

Ich wollte mich überzeugen, ob ich nicht ebenso wie der Prinz unter dem Einfluß einer Illusion gestanden hätte, und lief zur Wache, um mich zu informieren, ob jemand seit einer Viertelstunde hereingekommen sei.

„Ich habe“, antwortete der Soldat, „einen mit einem weißen Mantel umhüllten Mann gesehen. Habe ich unrecht getan, ihn vorbei zu lassen? Ich hatte keine Instruktion, Offiziere anzuhalten, und den, der hereinkam, habe ich, nach seinem weißen Mantel für einen sächsischen Offizier gehalten.“

Kein Zweifel mehr, es war Wirklichkeit. Der Prinz, der mit Ungeduld die Antwort des Postens erwartete, hatte seine Kaltblütigkeit wiedergewonnen.

„Schweigen...“, sagte er zu mir, „schweigen auf ewig...!“ Und er betrat den Saal wieder, ohne irgend jemandes Aufmerksamkeit zu erregen...

Am folgenden Morgen war der Prinz mit Tagesanbruch zu Pferde: man konnte auf den ersten Blick glauben, die peinlichen Erinnerungen des vorhergehenden Abends seien aus seinem Gedächtnis ganz verschwunden... Mir aber war es nicht schwer zu verstehen, daß trotz aller Anstrengungen, die er machte, um heiter zu erscheinen, seine Seele die Beute eines peinlichen Zustandes war...

Der Prinz wollte jedem üblen Eindruck zuvorkommen, — er setzte sein Pferd in Galopp. Begeisterte Hochrufe empfingen ihn in dem Augenblick, da er die Bataillone und Eskadronen überholte, die sich in Schlachtlinie aufstellten...

Ungeduldig, sich an der Spitze dieser Truppen zu sehen, stachelte der Prinz sein Pferd an. Ich folgte ihm unmittelbar. Plötzlich bemerkte ich am Rand des Weges eine Frau von sonderbarem Aussehen. Sie saß auf einem Rasenhügel und verbarg ihr Gesicht unter einem weißen Schleier, der ihre Züge den Blicken verbarg.

Nichts Außergewöhnliches daran! War es erstaunlich, daß eine Frau, eine Nymphe ohne Zweifel, Tränen vergoß, als sie so viel junge Menschen zum Kampf marschieren sah, die in einigen Augenblicken nur noch verstümmelte Leichname sein würden? — Aber wie groß war mein Erstaunen, als der Prinz sein Pferd hastig anhielt, sich zu mir umwandte und rückwärts hervorstieß: „Nostig! wieder diese Frau! Die Weiße Frau verfolgt mich!“

Dann, im selben Augenblick, jagte er im Galopp mit seinem Pferd vorwärts, wie um sich der Macht dieses geheimnisvollen Wesens zu entziehen, das ihn so tief ergriffen hatte.

Es war mir unmöglich, in diesem Augenblick zu versuchen, das neue Geheimnis zu durchdringen: Die Suite des Prinzen, die ein wenig zurückgeblieben war, stieß zu uns, und mein Pferd, aufgestachelt durch die Bewegung rund herum, zeigte sich unlenksam im Gebiß und trug mich nach vorn. Es gelang mir jedoch es zu befänstigen, ich kehrte zurück und stürzte mich mit hängendem Zügel auf die Stelle zu, wo ich, ganz in weiße Schleier gehüllt, das lebende Rätsel gesehen hatte, das mir wie eine Frau erschienen war. Aber ich suchte es dort vergebens; der Hügel, auf dem ich sie einige Augenblicke vorher gesehen hatte, war noch immer da, aber verlassen. Ich näherte mich den Soldaten, um einige Erklärungen von ihnen zu erlangen...

„Hast du eine Frau, mit einem großen weißen Schleier bedeckt, gesehen?“

„Ja, Leutnant, sie kam sicher aus dem Bett und hat sich mit einem Laken begnügt, um ihre Reize zu verbergen. Sonderbare Frau! sie ist nicht mehr da..., man weiß nicht, wie sie verschwunden ist... wahrscheinlich schämt sie sich ihres Nachtkleides!“

Das ist alles, was ich erfahren konnte. Ich bewahrte Schweigen. In Gedanken versunken fragte ich mich, ob ich jene Weiße Frau, jene Gräfin von Delamünde, vor Augen gehabt, die nach einer alten Sage Gliedern des Hauses Hohenzollern erscheinen soll, jedesmal, wenn einem von ihnen ein Unglück zustossen wird. Ich kehrte zum Prinzen zurück, der meine Abwesenheit bemerkt hatte; da er aus der Bewegung meiner Züge erriet, daß ich das Geheimnis nicht hatte aufklären können, sah er mir fest in die Augen, legte einen Finger auf den Mund und sagte: „Schweigen“.

Die Stunde des Kampfes war gekommen. Kaum waren einige Augenblicke vergangen seit der Szene, die ich soeben beschrieben habe, als der erste Kanonenschuß das Signal zur Schlacht von Saalfeld gab.“

Der unglückliche Ausgang des Kampfes ist bekannt: die Preußen und Sachsen wurden durch die Überlegenheit des Gegners zurückgeworfen, Prinz Louis Ferdinand durch den Säbelhieb eines französischen Husaren getötet.

Aufzeichnungen des Gen. Adj. von Nostitz. In: „Prinz Louis Ferdinand v. Preußen“, a. a. O. S. 400.

Blüchers Visionen

Gebhard Leberecht Blücher, Fürst von Wahlstatt, geboren am 16. Dezember 1742 in Rostock, gestorben am 12. September 1809 in Krieblowitz (Schlesien).

Als im Jahre 1808 der spätere General Eisenhart von seiner Mission am preussischen Hoflager in Königsberg zu Blücher nach Treptow zurückkehrte, fand er diesen in merkwürdiger Verfassung, worüber

Eisenhart in seinen „Denkwürdigkeiten“ das Folgende berichtet: „In der nämlichen Nacht reiste ich mit dem Feldjäger Gené nach Königsberg ab und kam in kurzer Zeit nach Treptow zurück, woselbst ich mit Ungeduld erwartet wurde, jedoch nicht viel Tröstliches berichten konnte. Der General von Blücher konnte sich gar nicht beruhigen, daß er sich wie gelähmt [zur Untätigkeit verurteilt] sah, und so wurden seine Launen manchmal unerträglich. Hiezu trug sein körperliches Übelbefinden wohl auch bei; indessen wurde dies nun erst von Tag zu Tag schlimmer. Endlich wurde der Geist des Generals so stark angegriffen, daß er Visionen hatte, die zu großen Besorgnissen Veranlassung gaben... [Go] versicherte er mir, daß ihm ein Offizier, der längst tot war, erschienen sei und ihm mit dem Finger gedroht habe. Auch war ihm sein jüngstes Kind, das erst vor ein paar Monaten gestorben war, erschienen und hatte, wie er versicherte, seine Händchen nach ihm ausgestreckt.“

Auch der Leibarzt Blüchers, Carl Ludwig Bieske, der zur fraglichen Zeit mit Blücher im gleichen Hause lebte und mit ihm in nahem Verkehr stand, berichtet in einer biographischen Skizze über den Feldmarschall über dessen Gesichte:

„Der Ofen in seinem damaligen Schlafzimmer war von weißer Farbe und bildete einen Würfel, auf welchem eine Säule stand, die eine Urne trug. Hier glaubte er zuweilen eine weiße Gestalt zu sehen, welche die Säule umfassend, das Haupt an die Urne legte. In seinen Visionen, glaubte er auch öfter längst Verstorbene zu sehen und behauptete auch, daß dieselben ihm zugewinkt hätten.“

Denkwürdigkeiten des Generals Friedrich von Eisenhart, hg. von Ernst Salzer, Berlin 1910, S. 170/1; Der Feldmarschall... Blücher von Wahlstatt. Eine biogr. Skizze von Dr. Carl Ludwig Bieske, Leibarzt des Fürsten, Berlin 1862, S. 46.

„In der Rheinkampagne 1794 hatte ein Offizier des Husarenregiments, welches Blücher damals befehligte, seine Dienstplicht auf eine sehr grobe Art vernachlässigt, Blücher hatte dies gemeldet, und durch ein Kriegsgericht war jener Offizier zur Kassation und mehrjährigen Festungsarrest verurteilt. [Im Winter 1810/11] hatte die Umgebung des Generals es häufig bemerkt, daß er mit dem Ausbruch des heftigen Zornes den Namen jenes ehemaligen Offiziers zwischen den Zähnen murmelte. In einer Nacht nun, als Blücher kurz vorher eingeschlafen schien, hörten seine Leute auf einmal einen ungewöhnlichen Lärm in der Schlafstube des Generals, sie stürzten herein und finden den alten Blücher, der mit Anstrengung seiner letzten Kräfte

einen Faustkampf gegen die Mauer führt.“ Er hatte nämlich jenen gemaskirten Offizier, mit Waffen wohl versehen, in der Stube gesehen und glaubte, daß ihn dieser überfallen wollte.

Generalfeldmarschall Hermann von Boyen, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771—1813, 2. Bd., Stuttgart. 1899, S. 54.

Das Gespenst im Schlafrock

Ernst Moritz Arndt, geboren am 26. Dezember 1769 in Schoritz auf Rügen, gestorben am 29. Januar 1860 in Bonn, politischer Schriftsteller, Professor der Geschichte.

Ernst Moritz Arndt verlebte seine Jugend auf einem der Schoritzer Güter auf der damals schwedischen Insel Rügen.

„Jene Güter, von welchen meine Geburtsstätte Schoritz der Hauptsiß war, bestanden aus einem halben Duzend größerer und kleinerer Höfe und einigen Bauerndörfern, und mein Vater war eine Art Oberverwalter und führte den Namen ‚Herr Inspektor‘... Dieser Besitz und ein großer Teil der Güter auf der angrenzenden Halbinsel Zudar waren Lehen des Rügen'schen adligen Geschlechts der von Kahlben.

Ein sehr reicher Herr von Kahlben... war aber durch Krieg und unverständige Wirtschaft zuletzt in schlechte Umstände geraten und mußte nun hier in Schoritz, wo er den schönen Hof und Garten und mehrere Parks gebaut und angelegt hatte, [nach seinem Tode] eine Rolle spielen, welche der Volksglaube gewöhnlich solchen beilegt, die durch schwere und grenliche Unfälle gegangen sind.

Mir hat er die ersten kalten und heißen Gespensterschauer durch den Leib jagen müssen: denn er machte in einem grauen Schlafrocke, mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopfe und ein paar Pistolen unter dem Arme abendlich und mitternächtlich häufig die Runde auf seinem Hofe, indem er zwischen den beiden Scheunen über den Damm, der auf das Haus hinführte, langsam... in die Keller marschierte und von da herauschreitend durch das Gartentor ging, wo er die Bienenstöcke musterte und — dann verschwand.“

Ernst Moritz Arndt, „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“, Arndt's Werke, 2. Teil, Berlin o. J., S. 14.

Mütterliche Ahnungen

„Wir saßen, mehrere junge Gesellen“, erzählt Ernst Moritz Arndt ein andermal, „bei dem Rektor Dr. Masius in Barth am fröhlichen Mittagstische, da ward der Hauswirt mit einem Male herausgerufen, seine Knaben hatten an seinem Hause auf dem Kirchhofe gespielt, und

einer seiner Zöglinge, ein junger von Zanthier aus Pütznitz bei Dammgarten war gefallen und hatte sich einen Arm gebrochen. Dies störte und verzögerte das Gastmahl. Doktor und Chirurg wurden geholt zu verbinden, Briefe wurden geschrieben, ein Bote ward bestellt, der die Briefe zu der Mutter des verletzten Knaben tragen sollte, die etwa zwei Meilen von Barth entfernt wohnte. So waren einige Stunden vergangen. Und siehe! als der Bote mit den Briefen abgefertigt werden sollte, da raffelte ein Wagen vor die Türe, Frau von Zanthier sprang heraus, und rief: „Mein Sohn, mein Sohn! wo ist mein Sohn? was ist ihm für ein Unglück begegnet?“ Und ihr ward der Knabe mit dem verbundenen Arm gezeigt, und sie war getröstet.

Diese selbe Frau von Zanthier bei einer Nachbarin eine halbe Meile von ihrem Gute auf dem Sofa ruhig beim Kaffee sitzend fährt plötzlich auf, läuft ans Fenster, und ruft ihrem Kutscher zu: „Spann an! spanne gleich an!“ Alles um sie her springt erschrocken mit auf, die Wirtin fragt sie, was ihr denn sei? und erhält die Antwort: Mir ist so unbeschreiblich Angst, ich muß sogleich nach Hause. Und die Frau läßt sich weder beruhigen, noch halten, sondern springt in den Wagen und heißt den Kutscher fortsprengen. Als sie endlich auf ihren Hof einfährt, sieht sie die Mägde und Kinder ganz freundlich wie sonst, aber etwas verstört in der Haustür stehen und erfährt bald, ihr kleinstes Kind, ein Mädchen, ist in einen Kessel voll heißen Wassers gefallen, und ist nun tot.“

E. M. Arndt, „Erinnerungen — Gesichte — Geschichten“ in: Schriften für u. an seine lieben Deutschen, III. Teil, Leipzig 1845, S. 523/4.

Nimm dich der Kleinen an

„Als ich im Winter des Jahres 1811 mich in der lieben Heimat zur Rückkehr an meinen Rhein rüstete und bei geliebten Freunden in der mütterlichen Insel Abschied nehmend umher fuhr, saß ich einmal des Nachts spät in meinem Schlafstübchen meines würdigsten Gönners, des Generals von Dyke zu Rosentitz auf dem Zudar. Ich war den Tag an mehreren Stellen gewesen, hatte mehrere Nächte wenig geschlafen, hatte eben mehrere Briefe geschrieben, war müd und matt und abgesspannt und aufgespannt zugleich, kurz ich war in solcher Fassung und Stimmung, in welcher aus weitester Ferne abgeschossene Geistergeschüsse das Herz treffen können. So war ich auf dem Stuhle eingenickt, und siehe! meine liebe alte Base Sofie, meine zweite Mutter, stand freundlich lächelnd vor mir und hielt auf jedem ihrer Arme einen kleinen Knaben; sie hielt sie mir mit der Haltung und Gebärde hin, als

wollte sie sagen: nimm dich der Kleinen an! — Und siehe, den folgenden Mittag, als ich in Garz mit meinem alten teuren Propst Pritzbur und seiner geistreichen, liebenswürdigen Tochter Charlotte Pistorius im traulichen Gespräche saß, rollt der Wagen meines Bruders Wilhelm von Putbus vor die Türe mit einem Briefe, welcher sagte: Bruder komm gleich mit dem Wagen zurück, wir müssen morgen über das Wasser nach Buchholz fahren, die alte liebe Tante Sofie zum Grabe begleiten, welche gestern Nacht gestorben ist.“

E. M. Arndt, „Erinnerungen — Gesichte — Geschichten“, 523/4.

Die Grabinschrift

„Über vergilbten Papieren sitzend hatte ich Arndt an einem Winter-nachmittage 1856 angetroffen. Erläuternd bemerkte er, daß ihn der freundliche Verleger aufgefordert, unter seinen Gedichten aus frühester Zeit eine Nachlese zu halten, ob sich für ein Bändchen genug vorfände. „Das ist keine geringe Arbeit, sie kann mich noch manches Jahr beschäftigen.“ Und mit kindlichen Augen mich fest anblickend, fuhr er fort: „Sie wundern sich, daß ein Mann in meinem Alter von der Beschäftigung noch mehrerer Jahre redet. Das hängt so zusammen: vor einigen zwanzig Jahren träumte mir einmal, daß ich auf unserm Bonner Gottesacker wandelnd einen aufrechten Grabstein erblickte, worauf deutlich mein voller Name nebst Geburtsort, -jahr, und -tag zu lesen war. Sodann kam nach dem Wort ‚gestorben‘ eine verteilte Zeile. Auf diese aber folgte eine andere: ‚im 91. Lebensjahr‘. Nun habe ich ja ernstlich getrachtet, jeden Tag meines Lebens auf das Abscheiden bereit zu sein. Allein seit dem Traum meine ich nun doch immer, das neunzigste Jahr überleben zu sollen.“ — Und Arndt starb am 29. Januar 1860, nachdem er am 26. Dezember 1859 sein neunzigstes Lebensjahr vollendet hatte.“

Bericht von dem langjährigen Reichstagsabgeordneten Georg von Bunsen in: „Das große Geheimnis“, hg. von E. Nielsen, Ebenhausen 1923, S. 172.

Tag- und Nachtgespenster

Jean Paul, eigentlich Jean Paul Friedrich Richter, geboren am 21. März 1763 in Wunsiedel, gestorben am 14. November 1825 in Bayreuth.

„Ich lag mit dem Kopfe unter dem Deckbette im Schweiß der Gespensterfurcht“, erzählt Jean Paul aus seiner Knabenzeit, „und sah im Finstern das Wetterleuchten des bewölkten Geisterhimmels, und mir war, als würde der Mensch selber eingesponnen von Gespenster-

raupen. So litt ich nächstlich hilflos zwei Stunden lang, bis endlich mein Vater heraufkam und gleich einer Morgen-sonne Gespenster wie Träume verjagte. Um andern Morgen war die geisterhafte Angst rein vergessen, wie die träumerische; obgleich beide abends wieder erschienen. Jedoch hab' ich niemand anderem etwas davon gesagt, als der — Welt heute.“

Auch später noch glaubte Jean Paul „Wahnmenschen“ neben sich zu sehen. Als er einmal von einer Dienstreise zurückkehrte, war es ihm, als ob ein fremdes Mädchen aus seinem Fenster herauschaute. Am 15. November 1790 lesen wir in seinem Tagebuch: „Wichtigster Abend meines Lebens, denn ich empfand den Gedanken des Todes. Ich wünsche jedem Menschen einen 15ten November. Das Kind begreift keinen, jede Minute spielenden Lebens steht glänzend und blendend vor ihm und stellt sich vor sein kleines Grab. Aber an jenem Abend drängte ich mich vor mein künftiges Sterbebett durch dreißig [!] Jahre hindurch, sah mich mit der herabhängenden Totenhand, mit dem eingefallenen Krankengesicht, mit dem Marmorauge, ich hörte meine kämpfenden Phantasien in der letzten Nacht, — du kömst ja, du letzte Traumnacht!... Ich vergesse den 15ten November nie!“

Am 15ten November 1825 standen trauernd die Seinen um den Toten!

Emil Förster, „Wahrheit aus Jean Paul's Leben“, 8 Bde., Breslau 1826, I 62/3, IV 379.

Die getreue Gattin

E. T. A. (Ernst Theodor Amadeus) Hoffmann, geboren am 24. Januar 1776 in Königsberg, gestorben am 25. Juni 1822 in Berlin, Dichter, Musiker und Maler, Kammergerichtsrat in Berlin.

Hoffmann's eigentlicher Name ist nicht Ernst Theodor Amadeus H., sondern Ernst Theodor Wilhelm H. Auf die Frage eines Freundes, wie auf den Titeln seiner Werke das A. an die Stelle des W. getreten, erwiderte er: „Es ist ein Schreibfehler auf einem der ersten Manuskripte, und da ich einmal mit dem A. kufierte, und die Münze gangbar ist, so mag ich sie nicht ändern.“

So hat sich der Teufel schon bei seinem Namen eingemischt, — der böse Dämon, der in Leben und Werk E. T. A. Hoffmann's immer wiederkehrt, mit ihm und seinen Geistern er gar manchmal ein gefährliches Spiel trieb, die er wohl rufen, aber dann nicht immer bannen konnte. „Immer verfolgte ihn die Ahnung geheimer Schrecknisse,

die in sein Leben treten würde; Doppelgänger, Schauer gestalten aller Art, und wenn er schrieb, sah er sie wirklich um sich, und deshalb, wenn er in der Nacht arbeitete, weckte er die schon schlafende Frau, die, ihn kennend und liebend, willig das Bett verließ, sich ankleidete, sich mit dem Strickstrumpf an seinen Schreibtisch setzte, ihm Gesellschaft leistete, bis er fertig war.“ — So schrieb sein Freund und erster Biograph Eduard Hitzig ein Jahr nach seinem Tod über ihn.

Eduard Hitzig, Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß, Berlin 1823, II 310/311, 347/8.

Der Tod des Vaters

Christoph von Schmid, geboren am 15. August 1768 in Dinkelsbühl, gestorben am 3. September 1854 in Augsburg, Domherr, einer der ersten deutschen Jugendschriftsteller.

„Ich [wandelte im Traum] durch eine der düstersten Straßen meiner Vaterstadt Dinkelsbühl. Einer meiner liebsten Jugendfreunde begegnete mir und sprach zu mir: ‚Dein Vater ist sehr krank.‘ Ich erwachte und schief noch einmal ein. Da sah ich im Traume eine Totenbahre aus unserem Hause heraustragen. Geistliche und angesehenere Herren begleiteten sie, eine Menge Volkes erfüllte die Straße. Trauergesänge erschollen. Ich erwachte noch betrübt und blieb es den ganzen Tag. Nach ein paar Tagen kam der Famulus meines Professors und sagte: ‚Der Herr Professor läßt Sie rufen.‘ ‚Nun,‘ rief ich, ‚ist es gewiß, mein Vater ist gestorben!‘ Mein Kostherr meinte, ich sei verrückt geworden. ‚Erst vor ein paar Tagen,‘ sagte er, ‚war ein Bauersmann aus der Gegend von Dinkelsbühl hier, und versicherte Ihr Vater und alle die Ihren seien gesund.‘ Ich aber sagte: ‚Sie werden sehen, daß ich recht habe,‘ und ging.“ — Und der Professor übermittelte ihm die traurige Nachricht.

Der Karmeliter

„Ein Bruder meiner Mutter war Karmelit in dem Kloster dieses Ordens zu Straubing. Ich habe ihn aber nie von Angesicht gesehen. Einmal in der Nacht fing nun mein jüngerer Bruder Joseph an zu rufen: ‚Papa! Mama! Da an meinem Bette steht ein Karmeliter, in schwarzem Habit und weißem Mantel.‘ Der Vater kam in unsere Schlafkammer, sah natürlich nichts und beruhigte den geängstigten Knaben. Nach acht oder zehn Tagen kam ein Brief aus Straubing,

daß der geistliche Bruder der Mutter in eben der Nacht und zu eben der Stunde gestorben sei.

„Ach“, sagte die Mutter, „der abscheidende Geist des seligen Bruders hat, wie ich glaube, sich angemeldet.“ Der Tante war dieses ganz ausgemacht und gewiß; der Vater hielt es nicht für so ausgemacht, doch, wegen des Zusammentreffens des Tages und der Stunde, nicht so unwahrscheinlich, indem ihm mehrere zuverlässige Nachrichten von solchen Ahnungen oder Anmeldungen, wie man hier zu Lande sagt, bekannt seien. — In unseren Tagen werden übrigens solche Erfahrungen [seht Christoph von Schmid hinzu], die man zu Anfang unseres Jahrhunderts zu verlachen anfing, von wissenschaftlich gebildeten Ärzten und Naturkundigen in allem Ernste als zuverlässig erklärt.“

Christoph von Schmid, „Erinnerungen aus meinem Leben“, Augsburg 1853, Bd. I, S. 48, 129.

Der graue Schloßgeist

Joseph Frhr. von Eichendorff, geboren am 10. März 1788 auf Schloß Lubowitz in Oberschlesien, gestorben am 26. November 1857 in Neisse, Dichter der deutschen Romantik.

Mit Ausnahme der Schul- und Universitätsjahre verlebte Eichendorff seine Jugend auf dem alten Schloß Lubowitz unweit Ratibor. Nicht weit vom Schloß Lubowitz wohnte, gleichfalls in einem alten Schloß, ein Freund Eichendorffs, ein junger Graf. Im Winter kamen die beiden mit anderen jungen Männern, wöchentlich einmal, bald auf dem einen, bald auf dem andern Schloß zusammen. Gertrud Storm, die Tochter des Dichters, erzählt das folgende Erlebnis im Schlosse des jungen Grafen, das Eichendorff ihrem Vater im Jahre 1853 im Hause des Kunsthistorikers Franz Kugler in Potsdam berichtet und beschworen habe.

„Nachdem bei den wöchentlichen Zusammenkünften des öfteren von einem Spuk im Schloß des Grafen die Rede gewesen, schlug dieser den Freunden vor, das nächstemal gemeinsam zu versuchen, der Sache auf den Grund zu kommen.

Es war an einem stürmischen Abend, als der junge Graf kurz vor Mitternacht sich erhob und die Freunde aufforderte ihm zu folgen. Sie verließen den dunkelgetäfelten Speisesaal und schritten durch hallende Gänge, bis sie zu einer breiten Treppe gelangten, die zu allen Stockwerken des Schlosses führte. Am Fuße der Treppe war eine hohe, eisenbeschlagene Türe, von der der junge Graf versicherte, daß sie an die hundert Jahre von keines Menschen Hand geöffnet wurde. In

dunklen Winternächten aber kann es mitunter geschehen, daß sich diese geheimnisvolle Türe leise öffnet und eine schlanke Frauengestalt aus ihr heraustritt, die leichten Fußes die Treppe hinaufsteigt und oben verschwindet.

Zwischen Türe und Treppe stehend, harrten die Freunde im Kerzenschein des Leuchters, den ein junger, am selben Tag erst eingetretener Diener hochhielt, und sprachen mit gedämpfter Stimme nur wenig. Plötzlich fühlt Eichendorff, der sich leicht an die Türe lehnte, daß diese langsam hinter ihm zurückweicht. Tief erschrocken wendet er sich um — er und alle sehen, wie sich die Türe langsam immer weiter öffnet, sie blicken in tiefe Dunkelheit, aber aus ihr tritt eine schlanke Frauengestalt, ganz in Grau gekleidet, Gesicht und Haar mit einem grauen Schleier umhüllt, und eilt leichten Fußes die Treppe hinauf. Der junge Diener, von keinem Spuk wissend, mochte denken, es sei Sitte in einem vornehmen Hause der Dame voranzuleuchten. Den Leuchter in hoherhobener Hand, springt er hinterher, überholt sie und leuchtet der Erscheinung voran. Auf halber Höhe teilt sich die Treppe. Die Freunde, die atemlos mit ihren Blicken den beiden folgten, sehen deutlich den Diener nach links abbiegen, die Dame aber macht mit ihrer schlanken weißen Hand eine Bewegung nach rechts, jener wendet sich und leuchtet ihr weiter voran, immer noch den Leuchter hoherhoben über seinem Haupte haltend und beide entschwinden den Blicken der unten Zurückbleibenden. Plötzlich vernehmen die Freunde einen entsetzlichen, wie in höchster Todesnot ausgestoßenen Schrei und das Licht erlischt: oben wie unten herrscht tiefe Finsternis. Die jungen Männer am Fuß der Treppe sind wie in Grauen erstarrt. Eichendorff ist der erste, der sich fassen kann. Er tastet sich in den Saal zurück, in dem noch im zweiten Leuchter die Kerzen brennen und einen trüben Schein in den großen dunklen Saal werfen. Er nimmt ihn, eilt zurück und springt mit dem Grafen die Treppe hinauf, während die andern in banger Ahnung unten warten. Wie sie oben ankommen, liegt der junge Diener mit dem Gesicht auf der obersten Stufe, den Leuchter noch fest mit seiner rechten Hand unklammernd. Eichendorff nimmt sanft seinen Kopf in die Hände und wendet sein Gesicht — er ist tot. Ein Ausdruck tiefsten Entsetzens entstellt die jungen Züge — von der Frauengestalt ist nichts zu erblicken. Wie sie mit dem jungen Toten unten anlangen, schließt sich die Türe leise wieder. „Vielleicht hat sie ihren Schleier zurückgeschlagen und dem Knaben ein Totenantlitz gezeigt“, fügte Eichendorff seiner Erzählung hinzu.“

Gertrud Storm in „Eichendorff-Kalender“, Jg. 1918, München 1918, S. 89 ff.

Peinliche Enthüllung

Heinrich Zschokke, geboren am 22. März 1771 in Magdeburg, gestorben am 27. Juni 1848 in Aarau, Schriftsteller und Schulmann, lebte seit 1795 in der Schweiz, wo er viele Staatsämter bekleidete.

„Es begegnete mir zuweilen beim erstmaligen Zusammentreffen mit einer unbekanntenen Person, wenn ich schweigend ihre Reden hörte, daß dann ihr bisheriges Leben mit vielen kleinen Einzelheiten darin, oft nur diese oder jene besondere Szene daraus, traumhaft und doch klar an mir vorüberging, ganz unwillkürlich und im Zeitraum weniger Minuten. Währenddessen ist mir gewöhnlich, als wäre ich in das Bild des fremden Lebens so völlig versunken, daß ich zuletzt weder das Gesicht des Unbekannten, in welchem ich absichtslos las, deutlich mehr sehe, noch die Stimme des Sprechenden verständlich höre, die mir vorher gewissermaßen wie Kommentar zum Text der Gesichtszüge klang. Ich hielt solche flüchtige Visionen lange Zeit für Tändeleien der Phantasie, um so mehr, da mir die Traumgesichte sogar Kleidung, Bewegung der behandelnden Personen, Zimmer, Geräte und andre Nebendinge zeigten. — Nur um mutwilligen Scherz zu treiben, erzähl' ich einmal im traulichen Familienkreise in Kirchberg die geheimen Geschichten einer Näherin, die sich eben aus dem Zimmer und Hause entfernt haben mochte. Ich hatte die Person nie vorher gesehen, aber man erstaunte und lachte und ließ sich nicht ausreden, daß ich die Verhältnisse der Besprochenen wisse, denn was ich gesagt, sei vollkommene Wahrheit. Nun erstaunt' ich nicht weniger, daß meinen Traumbildern etwas in der Wirklichkeit entspreche. Ich ward aufmerksamer, und wenn es die Schicklichkeit erlaubte, erzähl' ich denen, deren Leben an mir vorüber gegangen war, den Inhalt meiner Traumseherei, um Widerlegung oder Bestätigung zu erfahren. Jedesmal aber folgte Bestätigung nicht ohne Bestürzung derer, die sie gaben. — „Welcher Dämon inspiriert Sie? Soll ich wieder an Besessene glauben?“ rief [so einmal] der geistreiche Karl Gustav Jochmann von Riga, als ich ihm in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft seine Vergangenheit erzählte, in der erklärten Absicht, zu wissen, ob ich mich täusche. Wir rieten lange an dem Rätsel herum, aber auch sein Scharfsinn konnt' es nicht lösen.

Am wenigsten konnt' ich selber Vertrauen zu diesen Gaukelspielen der seelischen Natur fassen. So oft ich jemandem meine ihn betreffende Traumseherei kundtat, erwartete ich mit Zuversicht die Antwort zu hören: „So war es nicht!“ Mir wandelte immer heimliches Grauen an, wenn der Zuhörende entgegnete: „So war es!“ oder wenn

mir, noch bevor er's sagte, seine Verwunderung verriet, ich irre nicht. Statt vieler Beispiele führ' ich eins an, welches mich ganz vorzüglich betroffen machte.

An einem Markttage in der Stadt Waldshut kehrt' ich hier mit zwei jungen Forstzöglingen, von einer Waldbereisung ermüdet, abends im „Gasthof zum Nebstock“ ein. Wir speiseten an der zahlreich besetzten Wirtstafel zu Nacht, wo man sich eben über allerlei Eigentümlichkeiten und Sonderbarkeiten der Schweizer, über Mesmers Magnetismus, Lavaters Physiognomik usw. herzlich lustig mochte. Einer meiner Begleiter, dessen Nationalstolz die Spötterei beleidigte, bat mich, etwas zu erwidern, besonders einem hübschen, jungen Manne, der uns gegenüber saß und den ausgelassensten Witz trieb. Gerade das Leben desselben war an mir vorbeigeschwebt. Ich wandte mich an ihn mit der Frage, ob er ehrlich antworten werde, wenn ich ihm das Geheimste aus seinem Leben erzählen würde, während er mich so wenig kenne als ich ihn. Das wäre denn doch mehr, meint' ich, als Lavaters Physiognomik. Er versprach offen zu gestehn, wenn ich Wahrheit berichten würde. So erzähl' ich, was mir mein Traumgesicht gegeben, und die ganze Tischgesellschaft erfuhr die Geschichte des jungen Kaufmanns, seiner Lehrjahre, seiner kleinen Verirrungen, endlich auch eine von ihm begangene kleine Sünde an der Kasse seines Prinzipals. Ich beschrieb ihm dabei das unbewohnte Zimmer mit geweißten Wänden, wo rechts der braunen Tür auf einem Tische der schwarze Geldkasten gestanden usw. Es herrschte Totenstille in der Gesellschaft bei der Erzählung, die ich nur zuweilen mit einer Frage unterbrach, ob ich Wahrheit rede. Jeden Umstand bestätigte der Schwebetroffene, sogar, was ich nicht erwarten konnte, den letzten. . . .

Wohl konnt' ich mir erklären, wie eine lebhafte Einbildungskraft aus dem gemutmaßten Charakter einer Person Handeln und Gebaren derselben unter gewissen Umständen romanartig zusammenstellen könne. Woher aber kam mir das unwillkürliche Wissen von Nebensachen, an denen mir nichts gelegen sein konnte, und von Leuten, meistens mir sehr gleichgültigen, mit denen ich keine Verbindung weiter hatte oder verlangte? . . . Kein Wort weiter von dieser seltsamen Schergabe, von der ich nicht einmal sagen kann, daß sie mir je einmal genügt habe, die sich nur selten und dann unabhängig von der Macht des Willens und mehrenteils in Beziehung auf Personen geäußert hat, an deren Durchschauung mir wenig gelegen war. Ich bin auch wohl nicht der einzige, der in ihrem Besiß ist.“

Zschokkes Werke, hg. von Hans Bodmer, Berlin . . . 1910.
1. Teil „Selbstschau“, S. 233/4, 268/9.

Venus von Milo

„Wissen Sie auch“, fragte der französische Konsul Brest den Arzt Zechini, „daß ich die Entdeckung der Venus von Milo einem Traum verdanke?“ — Ungläubig lächelte Zechini. — „Ich träumte“, fuhr der Konsul fort, „in zwei aufeinanderfolgenden Nächten von einer bestimmten Stelle auf einer Insel, die sich mir aufs deutlichste darstellte; ich ließ dort nachgraben und fand eine wunderbare Figur. Als ich der Traumbilder nicht achtete, wiederholte sich der gleiche Traum in einer dritten Nacht, nur mit dem Unterschied, daß die Drücklichkeit, an der ich nachgraben ließ, noch deutlicher als eine alte Feuerstelle bezeichnet wurde. Der merkwürdige Traum veranlaßte mich nun endlich doch, mich am andern Morgen zu jenem Orte zu begeben, ich fand die Feuer Spuren, ließ die Nachgrabungen beginnen und entdeckte, neben noch anderen wertvollen Figuren, — die Venus von der Insel Melos oder von Milo, wie man sie nun nennt. — Die Entdeckung geschah im Jahre 1820. Nach gescheiterten Ankaufsverhandlungen, die jener Konsul Brest führte, wurde der kostbare Fund auf Befehl des französischen Botschafters in Konstantinopel durch eine Kriegsschiffbesatzung entführt und nach Paris in den Louvre gebracht, wo sie sich bekanntlich noch heute befindet.“

Maximilian Perty, Die mystischen Erscheinungen d. menschlichen Natur, Leipzig . . . 1861, II 371.

Jugendgesichte eines alten Mannes

Wilhelm von Kugelgen, geboren am 20. November 1802 in St. Petersburg, gestorben am 25. Mai 1867 in Ballenstedt, Maler und Schriftsteller; ist durch seine „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ sehr bekannt geworden.

Bei einer Wanderung von Ronneburg nach Hummelshain in Thüringen verirrte sich der junge Kugelgen in einem dichten weglosen Wald und wußte weder aus noch ein. „Mein Gepäck abstreifend, kroch ich unter die weit ausgestreckten Fächer einer alten Fichte, zog den Ranzen unter den Kopf und nichts fürchtend, nichts hoffend und nichts denkend, doch im Genuße einer wohlthuenden Ruhe, lag ich wie ein Toter da. Auch möchte ein solcher aus mir geworden sein, denn ich war heiß vom Gehen, leicht gekleidet und ohne Mantel — aber jetzt trug sich etwas so Außerordentliches zu, daß ich noch heute eine genügende Erklärung nicht zu finden weiß. Einer totenähnlichen Ruhe hingegeben, wie man sie etwa nach eingetretener Ohnmacht empfindet, mochte ich etwa zehn Minuten lang dargelegen haben, als eine eigentümliche Veränderung mit mir vorging. Obgleich ich nicht geschlafen, hatte ich dennoch die süße Empfindung allmählichen Erwachens, und es war, als würde mir

ein Schleier abgezogen, der mir bis dahin längst Bekanntes verborgen hatte. Die nächstlichen, mich zunächst umgebenden Gegenstände erschienen mir plötzlich so heimisch, wie sie es den Kreuzschnäbeln und Finken sein mochten, die hier genistet hatten. Ich war kein Fremder mehr in dieser Wildnis; ich kannte alles, die alten Wurzeln an meiner Seite, ja ganz besonders die einzelnen Grassähne und Steine, zwischen denen ich lagerte. Und weiterhin der dunkle Wacholder und jener tot herabhängende Ast voll Moos und Flechten — ich wußte, daß das alles da sein mußte.

Daß ich an dieser Stelle vielleicht schon als Kind gewesen, ist nicht unmöglich, doch entsann ich mich dessen nicht; auch würde diese Annahme weder die genaue Kenntnis alles einzelnen, noch überhaupt meinen Zustand erklären, der ein durchaus ungewöhnlicher und abnormer war. . . Natürlich wußte ich jetzt auch, wohin ich mich zu wenden hatte, um nach Hummelshain zu kommen, und fühlte Kraft und Mut, es noch heute zu erreichen.

Erquickt und neu belebt erhob ich mich wie nach einem guten Schlafe, griff nach dem Ranzen und setzte mich wieder in Bewegung. Weg und Steg waren freilich jetzt ebensowenig vorhanden als früher, auch sah ich mich gar nicht danach um. Quer ging's durchs Holz von einem bekannten Ding zum andern, und immer wußte ich, daß ich recht ging. Die wundten Füße nicht beachtend durchschritt ich den finstern, weglosen Wald mit solcher Sicherheit, als wären es die wohlbekanntenen Räume der väterlichen Wohnung gewesen.

Wie lange ich so gewandert, weiß ich nicht, aber endlich brach der Wald ab, ich trat ins Freie, und ohne die geringste Überraschung sah ich die nächstlichen Umrisse des langersehnten Schlosses vor mir mit der Kirche und den anliegenden Gebäuden.“ —

Am Abend des 27. März 1820 forderte Kugelgens Vater — der Maler Gerhard von Kugelgen — seinen Sohn auf, ihn nach Loschwitz zu begleiten, wo er einen Weinberg besaß. Nun wäre dieser gerne mitgegangen, aber die Singakademie probte an diesem Abend eine Passionsmusik, wobei er nicht fehlen durfte. Es waren „Die sieben Worte“ von Haydn. „Mit hohem Genuß sang ich mit den andern die herrlichen Ehöre. Als wir aber an die Stelle kamen:

Wenn wir mit dem Tode ringen
Und aus dem bedrängten Herzen
Heiße Seufzer zu dir dringen:
Hilf uns, Mutter aller Schmerzen!

da erfaßte mich eine so schmerzliche Nüchternung, daß mir die Stimme versagte. Weder in den Worten noch in den Tönen konnte der Grund zu einer so tiefen Bewegung gesucht werden, doch schnitt mir beides dermaßen durch die Seele, daß mir diese Stelle... bis heute unvergänglich geblieben ist. Ich stellte mir wunderlicher Weise den geliebten Vater als mit dem Tode ringend vor, und es war, als wäre dies Gebet zur heiligen Jungfrau aus seiner Seele aufgestiegen. Ich konnte mich nicht halten, verließ den Saal und brach im Nebenzimmer in einen Strom von Tränen aus.“ Bald wurde sein Verschwinden bemerkt, ein Freund setzte sich teilnehmend zu ihm und fragte ihn, was geschehen wäre. Schließlich führte er ihn wieder in den Saal zurück. „Aber die Trauer wollte mich nicht mehr verlassen, der Tod stand mir in seiner Unerbittlichkeit lebendig vor der Seele; ich sah das Ringen des Sterbenden, ich hörte seinen letzten heißen Seufzer, und der Angstschrei „Hilf uns, Mutter aller Schmerzen!“ wich den ganzen Abend nicht aus den Ohren.“

Als er nach Hause kam und den Vater noch nicht vorfand, ergriff ihn die größte Sorge. Er lief durch die helle Mondnacht auf den Weinberg, fand seinen Vater aber nicht. Am andern Morgen eilte er zur Polizei. Man gab ihm Gendarme und Hunde mit, um die Gegend abzusuchen. Endlich fand er den Vater, von einem Raubmörder erschlagen.

Wilhelm von Kügelgen, Lebenserinnerungen eines alten Mannes, (Ausg. Langewiesche), S. 433/4; 466 ff.

Der 12. Oktober

König Max Joseph I. von Bayern, geboren am 27. Mai 1756 in Mannheim, gestorben am 13. Oktober 1825 in Nymphenburg.

„Im Herbst 1825 soll König Max Joseph I. geäußert haben: „Wenn nur mein Namenstag schon vorüber wäre!“ Seit Jahren nämlich kennzeichneten Unglücksfälle wie vorauswarnend diesen Tag; bald brannte es, bald starb jäh ein Laie, bald zersprang einem Minister die Flinte in der Hand, ein Stück derselben hinwegreifend. Im letztvergangenen Jahre war der Königin beim Blutentziehen eine Ader abgeschlagen worden, und diesmal verwundete beim Umstürzen einer Mauer des Hofgartens ein Stück davon mehrere Arbeiter auf schwere Weise.“ — Soweit die Erinnerungen des Arztes von Ringseis. König Max starb unerwartet in der Nacht seines Namenstages, dem 12./13. Oktober 1825.

Joh. Nep. von Ringseis, Erinnerungen, hg. von seiner Tochter Emilie Ringseis, Regensburg o. J.

Uble Vorbedeutung

Karl X., geboren am 9. Oktober 1757 in Versailles, gestorben am 6. November 1836 in Görz, seit 1824 franz. König; die Julirevolution 1830 stürzte seine Herrschaft.

Als sich Karl X. zur verhängnisvollen Kammer Sitzung begab, welche die Julirevolution einleitete, verwickelte er sich auf den Thronstufen in den Teppich und strauchelte, so daß ihm die Toque, die er statt der Krone trug, vom Haupte fiel. Der Herzog von Orleans, der sich zur Seite des Königs befand, hob sie sogleich auf und gab sie dem Monarchen zurück; aber genug, sie war von Karls Haupte in die Hände des Herzogs gekommen, und alle Zeugen des Vorfalles äußerten darüber Bestürzung, welche die Julirevolution nur zu sehr rechtfertigen sollte.

Révélations d'une femme de qualité sur les années 1830—31, I 53.

Die Qual der Gesichte

Justinus Kerner, geboren am 18. September 1786 in Ludwigsburg, gestorben am 21. Februar 1862 in Weinsberg, Arzt, Schriftsteller und Dichter, besonders durch seine okkultistischen Forschungen und Schriften bekannt (Hauptwerk: Die Seherin von Prevorst).

Der junge Kerner kam einmal von Maulbronn aus nach Heilbronn, wo er in einem Haus auf dem Marktplatz herbergte. Von der Wohnung aus sah er zur alten Ailianskirche hinüber, deren Turm eine riesige Landsknechtsfigur schmückt. Während seines Aufenthaltes hatte er einen Wahrtraum, den er in seinem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ erzählt.

„Mir träumte: ich stand an der vor mir liegenden Kirche. Es war Mondschein, alles stumm und tot. Ich sah an dem Turm empor; da sah ich, wie das Steinbild, das auf seiner Spitze steht, sich bewegte... Aber noch mehr erstaunte ich, als das Steinbild die durchbrochen dahliegende Wendeltreppe des Turmes sichtbar und hörbar hinabstieg, immer näher nach unten kam, bis ich endlich seinen Gang durch die Kirche hörte. Die Türe der Kirche öffnete sich, und da stand das Bild vor mir, war aber kein Steinbild mehr, nicht mehr der Ritter (ich hielt dieses Bild für den Ritter St. Georg), sondern es stand mein Bruder Georg vor mir, der noch lebte und sagte: ‚Sieh‘ da auf die Uhr! die Böcke stoßen sich zwölfmal, der Hahn kräht und der Engel posaut, da war meine Zeit um.‘

Mein Bruder Georg starb im Jahre 1812... Der Traum ging aber noch weiter. Ich trat in die Kirche; sie war hell vom Monde beleuchtet, und besonders brannten die Glasgemälde ihrer Fenster in nie gesehener Farbenpracht. Die Bilder in den Gemälden, die ich auf ihnen erblickte, waren völlig lebend und bewegten sich. Wie Bilder einer Laterna magica kamen sie, je nachdem der Mond schien, mir völlig nahe und traten dann in Lebensgröße wie von den Fenstern heraus in die Kirche, bald schwebten sie wieder zurück und wurden klein, doch je kleiner, je heller, lebendiger und beweglicher. Es waren aber diese Bilder keine Bilder von Heiligen, sondern von Menschen, die ich noch nie gesehen hatte, die aber in späteren Jahren meines Lebens und besonders in dieser Stadt mir vorkamen und tief in mein Leben eingriffen, was ich freilich jetzt noch nicht ahnte und nicht zu deuten wußte, was mir aber später in völliger Klarheit vor Augen trat. Oft gruppierten sich diese Bilder, und ich erblickte mich immer selbst unter ihnen, zu Darstellungen, die immer wieder wechselten, und später erkannte ich, daß diese Szenen aus meinem damals noch kommenden Leben gewesen. Auf all den Fenstern und in all den Darstellungen erblickte ich unter andern Frauen- und Männergestalten immer eine Gestalt wieder, und diese leuchtete mir aus allen Klar heraus, und schien sie mir zu verschwinden, wandelte mich eine Angst an, und ich suchte sie, bis ich sie wieder sah. Nachher erkannte ich in der treuen Gefährtin meines Lebens diese damals auf diesem Kirchenfenster im Traum gesehene Gestalt wieder.

Von dieser Zeit an behielt ich durch mein ganzes Leben voraus sagende Träume, die mir zu einer wahren Dual im Leben wurden, eine Dual, die ich keinem wünsche und die mich gleichsam praktisch kennen lehrte, welsch ein Unglück es für den Menschen wäre, hätte ihm Gottes weise Hand die Zukunft nicht verschlossen.“

Das doppelte Ich

Im Jahre 1798 erkrankte Justinus Vater, der herzoglich württembergische Regierungs-Rat und Oberamtmann von Maulbronn, an einem Magenleiden und seine Kräfte schwanden zusehends.

„Des Vaters Aussehen machte mich entsetzlich bange; ich fürchtete mich ihm zu nähern und sah nur oftmals von der nahen Klostermauer, die einen bedeckten Gang hatte, verstoßen in das Zimmer, wo sein Krankenlager war, hinein. Von Arzneiflaschen umgeben, lag er da, bleich

und zum Scrippe abgemagert im Bette, und meine Mutter oft an demselben knieend und betend.

Ein jeder neu angekommene Arzt machte mir nur Angst, und ich floh in den Kirchengzwinger zu meinen Blumen oder den Bäumen meines Vaters, die mir aber auch bald wieder lange machten, so daß ich oft von ihnen wieder auf die Mauer zurückkehrte und heimlich in das Krankenzimmer blickte, zu sehen, was da vorging.

Als ich eines Abends so einmal (es war schon Dämmerung) von der Klostermauer in das Fenster des väterlichen Krankenzimmers sah, sah ich mich auf einmal ganz deutlich selbst im Zimmer. Ich sah mich knieend vor dem Bett des Vaters und hatte seine gelbe abgemagerte Hand in der meinigen. Ich blickte auf den Vater; sein schwarzes Auge sah mich verklärt an. Da faßte ich Mut, ich eilte wirklich zum Zimmer; ich fand meine Mutter vor des Vaters Bette im Gebet, meine Gestalt sah ich nicht mehr, aber nun kniete ich auch nieder und faßte seine Hand, und er blickte mich, wie ich es vorhin gesehen, verklärt an. Von da an trat ich öfters ins Krankenzimmer selbst, hatte meine Angst vor dem sterbenden Bilde überwunden, und mein Vater wurde auch freundlicher gegen mich, denn er hatte mein seltenes Erscheinen bald für Mangel an kindlicher Liebe gehalten, was es doch nicht war.“

Justinus Kerner, Bilderbuch aus m. Knabenzeit, Frankfurt/Oder, o. J., S. 186–189, 199/200.

Die Seherin von Prevorst

Friederike Hauße, geboren 1801 in Prevorst, gestorben am 5. August 1829 in Weinsberg; lebte zwei Jahre lang im Kernerhause in Weinsberg.

„Als Friederike eines Morgens aus dem Zimmer trat, sah sie auf dem Vorplatz einen Sarg stehen, in welchem ihr Großvater väterlicherseits als Leiche lag. Sie konnte nicht weitergehen, weil der Sarg über dem Weg, den sie gehen wollte, herstand. Sie ging wieder zurück und sagte ihren Eltern und dem Arzte, sie sollten doch hinausstreten und den Sarg, der da außen stehe, sehen. Sie taten es, sahen aber nichts. Am andern Morgen stand der Sarg mit der Leiche wieder vor ihrem Bett.“ [Wald darauf starb der Großvater.]

Justinus Kerner, Die Seherin von Prevorst, Reklam, S. 63.

Gefängnis-Spuk

Theobald Kerner, geboren am 14. Juni 1817 in Gaildorf, gestorben am 11. August 1907 in Weinsberg, Arzt und Schriftsteller, Sohn des Justinus Kerner; in seinen Erinnerungen „Das Kernerhaus und seine Gäste“ hinterließ er uns ein farbiges Bild aus dem Leben und Wirken seines Vaters und seines gastlichen Hauses.

„Vom September 1835 bis zum 11. Februar 1836 erregte eine Geistergeschichte in dem Oberamtsgefängnis in Weinsberg um so größeres Aufsehen, als sie nicht im Scheimen, Verborgenen spielte... Obgleich meine Erfahrungen im Geistersehen bis jetzt immer negativer Natur waren, begab ich mich auf die Anzeige zweier eingesperrter Männer, daß es öfters in der Nacht heftige Schläge tue, am Gefängnisfenster saugend und schmetternd und wie trommelnd vorüberziehe und so weiter, in der Nacht vom 26. auf den 27. Dezember 1835 mit Erlaubnis des Oberamtsrichters in das Gefängnis...

Ich fragte den Gerichtsdiener: „Wie ist's mit der Hausordnung? Kann ich Zimmer und Haus verlassen, wie ich will?“ — „Nein“, sagte er, „wegen der Gefangenen muß ich Sie zu denselben einschließen, alle Stuben der Gefangenen bleiben bis sechs Uhr früh geschlossen, dann komme ich.“ — „Unterdessen geht niemand auf dem Gang außen herum?“ fragte ich. — „Nein“, sagte er, „sobald Sie drin sind und ich abgeschlossen habe, lege auch ich mich nieder und schließe mich ein.“ Er führte mich nun in eine Zelle der Männerabteilung, wo zwei auf der Pritsche lagen... Es waren zwei ruhige Kameraden, äußerten keinerlei Angst, klagten nur, daß sie ob dem Lärm oft aus dem Schlaf geweckt würden, der eine wollte außerdem schon zweimal gesehen haben, wie eine schwarze Gestalt auf ihn zukam.

Ich legte mich nun neben die Männer auf die Pritsche, welche hart an dem einzigen im Lokal befindlichen, vergitterten Fenster war und durch das ich in den Gang sehen konnte, und löschte das Licht. Ich hörte noch, wie der Gerichtsdiener die Türe seines Zimmers verschloß. Der Gang war durch eine kleine Laterne, die über dem Eingang zum Zimmer des Gerichtsdieners hing, spärlich beleuchtet. Es war jetzt Totenstille rings, ich hörte nur das Schnarchen meiner Schlafgenossen, hielt mich aber völlig wach.

Gegen elf Uhr hörte ich nun ein Auf- und Zuschlagen wie von schweren Türen, an denen die Niegel klapperten, bald war es wie in unmittelbarer Nähe bei uns, bald war es, als ob sich die Töne entfernten. Die zwei Männer erwachten, sagten, so sei es jede Nacht, nur oft viel länger und stärker. Dann tat es Schläge, als fielen schwere Gewichte

auf breiteren Boden, und nun auf einmal kam es an das Fenster, von dem ich keinen Fuß entfernt lag. Die dicken Eisenstangen des Gitters zitterten und dröhnten zusammen, bald war es wie ein Rasseln, bald ganz nah, bald ferner, dann wieder wie Trommeln. Ich schaute scharf hinaus, mir gegenüber sah ich eine weiße Mauer des Ganges, nirgends etwas Auffälliges, das Geräusch zog sich weiter weg. Ich hörte in der Ferne einen Gefangenen laut beten. Um zwei Uhr morgens nahte sich der Lärm wieder, abermals schmetterten die Gitterstäbe zusammen, brauste und trommelte es, ich aber sah auf dem Gange nicht das mindeste. Jetzt verlor sich das Lärmen am Fenster und es klopfte an die Türe, ich rief: „Herein!“, aber die Tür blieb verschlossen, obgleich die zwei Gefangenen sagten, sie habe sich in früheren Nächten einigemal geöffnet und wieder geschlossen wie von selbst. Als mir in der Frühe der Gerichtsdiener öffnete, untersuchte ich genau das Fenster meiner Zelle, es war daran nichts verändert oder verrückt, mit aller Gewalt konnte ich das Gitter nicht bewegen oder zu einem Geräusch bringen, die Gitterstangen waren fest in den Stein gekittet.

Nun, diesmal hatte ich doch etwas Geisterhaftes, mir Unerklärliches gehört...“

Die Alexanderkage

„Eines Tages — ich meine es war das Jahr 1842 — brachte Graf Alexander von Württemberg meinem Vater ein Bild. Es stellte eine Wildkage in Lebensgröße dar. Sie war mit schwarzer Kreide auf bläuliches Papier gezeichnet und diese Farbe des Papiers zeigte sich auch in den Augen der Kage wieder, die sonst ganz dunkel gehalten war. Je länger man das Bild anblickte, desto mehr war man betroffen von der lebendigen Wahrheit der Zeichnung, namentlich schauten einem die Augen der Kage so bos und drohend an, daß es einem ordentlich unheimlich wurde, und jetzt noch nach so vielen Jahren kann ich ihren Blick nicht vergessen.

„Lieber Justel“, (begründete Graf Alexander sein Mitbringsel), „ich habe Dir hier ein Bild mitgebracht, es ist so gut gemalt, daß ich es nicht verbrennen wollte, und doch kann ich es nicht mehr länger behalten, es würde mich närrisch machen. Bei einem früher in meinem Dienst gestandenen Jäger, der später Forstwart bei Eßlingen wurde, habe ich es einmal an der Wand hängen sehen und oft daran denken müssen. Vor zwei Monaten hat er sich, obgleich er in anscheinend glücklichen Verhältnissen lebte, erschossen, da habe ich es von der Frau

der Gipfelpunkt der Lebensgefahr sei und durch eine glückliche Krisis diese überwunden werden könnte.

Aber an diesem Tage traten Erscheinungen ein, die alle Hoffnungen abschnitten; schon Tags zuvor erkannte der Kranke seine auf die erste Nachricht herbeigeeilte Mutter nicht mehr, und verschied ohne Rückkehr des Bewußtseins am Vormittag des 15. Oktober."

Karl Klüpfel, Gustav Schwab, sein Leben und Wirken, Leipzig 1858, S. 323.

Der gespensternde Freund

Nikolaus Lenau, eigentlich Nikolaus Niembsch von Strehlenau, geboren am 13. August 1802 in Csarad in Ungarn, gestorben am 22. August 1850 in Oberdöbling, war seit 1831 in Stuttgart ansässig, wo er dem schwäbischen Dichterkreis angehörte.

Die folgende Begebenheit aus dem Leben Lenau's verdanken wir Justinus Kerner, der nach dessen Tod am 24. Oktober 1850 an Lenau's Biographen Ant. X. Schurz schreibt:

„Wir saßen einmal nach dem Nachtsche, er [Lenau], ich und meine Gattin, als er auf einmal im Gespräche verstummte und als wir auf ihn blickten, saß er starr und leichenblaß auf dem Stuhle; im nächsten andern Zimmer aber, in dem sich kein Mensch befand, sungen Gläser und Tassen, die dort auf Tischen standen, auf einmal klingende Töne zu geben an, als würde von jemanden an sie geschlagen. Wir riefen: Niembsch, was ist dies? Da fuhr er plötzlich zusammen und erwachte wie aus magnetischem Schlafe, und als wir ihm von jenen Tönen im andern Zimmer während seiner Erstarrung erzählten, sagte er: Das ist mir schon öfter begegnet; meine Seele ist dann wie außer mir.' — Reinbeck [sein Freund Kerner's] behauptete fest: Niembsch sei einmal im Gange seines Hauses auf ihn gekommen und zwar zu einer Zeit, wo sich derselbe gar nicht in Stuttgart befunden habe.“ —

Lenaus Leben — größtenteils aus des Dichters eigenen Briefen von seinem Schwestermanne Ant. X. Schurz, Stuttgt. u. Augsburg, 1855, S. 156.

Mörikes seltsame Erlebnisse

Eduard Mörike, geboren am 8. September 1804 in Ludwigsburg, gestorben am 4. Juni 1875 in Stuttgart, Dichter und Pfarrer.

Nach vierjährigem Besuch der Klosterschule in Urach bezog Mörike 1822 die Universität Tübingen, wo er in einem kleinen Kreis gleichgesinnter Freunde zurückgezogen lebte. Aus dieser Zeit hinterließ uns der Dichter folgende Aufzeichnung:

„Zur Zeit, als ich in Tübingen mit Alb. Rheinwald viel umging, verbrachten wir einmal, wie öfter, die halbe Nacht bei einem starken Tee auf meiner Stube in allerlei, meist heiterer Unterhaltung. Eine Weile war sehr ernsthaft von unserer Zukunft die Rede, die beiderseits äußerst unsicher, eigentlich ziel- und bodenlos vor uns lag. Wir hätten herzlich gern gewußt, ob denn auch irgend etwas aus uns werde, das den Neigungen und Wünschen eines jeden ungefähr entspräche. Halb zum Spaß, halb im Ernst befrag ich das Schicksal um mich, indem ich von Ludwig's Bücherständer, bei welchem unser Tisch stand, den nächsten besten Teil des deutschen Shakespeare herunternahm, mit dem Daumen hineingriff und hier sogleich auf eine Stelle stieß, die wir als bejahende Antwort nahmen. Frappant, gewissermaßen komisch-frappant, war sie dadurch, daß sie selber den Ausdruck *Drakel*, also die genaueste formale Beziehung auf meine Absicht enthielt.“

Es handelte sich hierbei um die folgende Stelle aus „Troilus“, 4. Akt, 5. Szene:

Achill ... Antwort, ihr Götter!
Hektor Mißziemen würd' es heil'gen Göttern —
Antwort zu geben solcher Frage.

Und wärst du, solches kündend, ein Drakel.
Nicht glaubt' ich dir.

Das geheimnisvolle Kalenderblatt

Im Herbst 1833 mußte Mörike seine Stellung als Pfarrvikar in Ochsenwang bei Kirchheim wegen des rauhen Klimas der Alb aufgeben und kam als Diakonatsverweser nach Weilheim, wo er folgende Begebenheit niederschrieb:

„Kurz vor den Christifeier Tagen des Jahres 1833 träumte mir, ich finde mich in einem kleinen, völlig leeren Zimmer; die Wände waren weiß getüncht und kahl; nur sah ich auf einer derselben einen Kalender in Form eines einfachen Folioblattes angebracht. Die Schrift war allenthalben wie in weißen Nebel aufgelöst und nichts zu unterscheiden bis auf eine Stelle, wo zwei aufeinanderfolgende Tage, der eine schwarz, der andere rot gedruckt, stark hervortraten. Der erstere war deutlich als der 24., ohne weitere Bezeichnung, der zweite weniger bestimmt angegeben, doch zeigte die Farbe offenbar einen Sonn- oder

Feiertag an. Ich stand dicht vor dem Blatt und war im Hinschauen auf die schwarze Zahl sogleich von Schmerz ergriffen, denn alsbald wußte ich, daß mir jemand an diesem Tage sterben würde. Jemande eine bestimmte Person schwebte mir nicht entfernt dabei vor. Allein am 26. Dezember erhielt ich ein Schreiben aus Stuttgart mit der Nachricht, daß mein Oheim Dr. Mörike daselbst am Vorabend des Christfestes, den 24., auf der Straße von einem Hirnschlage getroffen und wenige Minuten darauf in einem fremden Haus gestorben sei.“

Das Pfarrhaus in Kleversulzbach

Im Mai 1834 erhielt der damals dreißigjährige Mörike die Pfarrstelle von Kleversulzbach übertragen. Schon bei seinem Amtsantritt wurde er von seinem Vorgänger Pfarrer Rheinwald auf den Spuk im dortigen Pfarrhaus aufmerksam gemacht, der schon seit dem Jahre 1811 währen sollte. Auch Mörike wurde nun Zeuge jener seltsamen Geschehnisse, von denen er in seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen ausführlich berichtet.

Im August 1834 vernahm er zum ersten Mal ein Fallen und Rollen, ähnlich einer Kugel, unter seiner Bettstatt, für das er trotz allen Nachsuchens keine natürliche Ursache finden konnte. Kurze Zeit darauf wurde er jäh aus dem Schlafe geweckt, wobei sein Blick auf einen hellen länglichten Schein unweit der Kammertüre fiel, der nach einigen Sekunden verschwand. Weder der Mond noch ein anderes Licht konnte ihn getäuscht haben. Weiter wurden in den Nächten seine Fensterscheiben bei geschlossenen Läden berührt, es geschahen mehrmals dumpfe Erschütterungen auf dem oberen Boden, als ginge dort jemand, oder es würde ein schwerer Kasten gerückt. — Am Montag den 15. September fing die Unruhe schon um 9 Uhr an. Mörike stellte sich mit seinem Bruder Karl ohne Licht in den Hausgang um zu lauschen, da vernahmen sie bald da, bald dort seltsame Laute und Bewegungen, einmal ganz dicht ein sehr bestimmtes Klopfen neben ihnen an der Wand, als geschähe es, ihre Neugierde zu necken. Um vier Uhr morgens dann, als es noch ganz dunkel war und Mörike hellwach im Bette lag, geschahen 2—3 dumpfe Stöße. Während er weiter aufhorchte und im Stillen wünschte, daß auch sein Bruder dies gehört haben möchte, kam dieser auch schon dahergelaufen und erzählte das gleiche. — So ging der Spuk weiter. Bald verbreitete sich eine purpurrote Helle noch ehe der Tag graute, bald war es wieder, als würden Ziegelplatten vom Dach in den Hof auf Bretter geworfen, obwohl nicht der geringste Wind ging, oder es war, als beschriebe eine unsichtbare Hand einen

Zickzack mit langen Horizontalstrichen in die Luft. Ein andermal hörte man ein sehr deutliches Atmen und Schnaufen in irgendeinem Winkel des Zimmers, dann wieder ein Tappen und Schlürfen durchs ganze Haus. Einmal stürzte Mörikes älterer Bruder zu ihm, er sei durch einen fürchterlichen Knall, ähnlich dem eines Pistolenschusses, innerhalb seines Zimmers geweckt worden, und obschon sie alles gleich auf das Sorgfältigste untersuchten, so war es doch ohne den geringsten Erfolg. Von besonderer Eindringlichkeit ist ein Bericht von Mörikes Amtsgesellen Sattler, der sein Erlebnis im Pfarrhause wie folgt schildert: „Ich war am 29. November 1840 abends um 8½ Uhr zu Bette gegangen und hatte sogleich das Licht gelöscht. Ich saß nun etwa ½ Stunde noch aufrecht im Bett und hatte nicht im entferntesten an Geisterspuk gedacht. Plötzlich, wie mit einem Zauberschlag, ergriff mich ein Gefühl der Unheimlichkeit, und wie von einer unsichtbaren Macht war ich innerlich gezwungen, mich umzudrehen . . . Ich sah zurück und erblickte an der Wand in gleicher Höhe mit meinem Kopfe zwei Flämmchen, ungefähr in der Gestalt einer mittleren Hand . . . Sie schienen an ihrem Ende aus der Wand herauszubrennen, flackerten an der Wand hin und her . . . „Ob sie wohl brennen?“ dachte ich, und streckte meine Hand nach ihnen aus. Allein das eine Flämmchen, das ich berührte, verschwand mit unter der Hand und brannte plötzlich daneben . . . Die zwei Flämmchen spielten hie und da ineinander über, so daß sie eine größere Flamme bildeten. So betrachtete ich die Flämmchen vier bis fünf Minuten lang, ohne eine Abnahme des Lichts an ihnen zu bemerken.“

Geheimnisvolle Übertragung

Im Herbst 1843 schied Mörike mit seiner Schwester Klara von Kleversulzbach und ließ sich dauernd in Mergentheim nieder, dessen wärmeres Klima und heilkräftige Quellen seiner Gesundheit zuträglich waren.

„Bei meinem mehrjährigen Aufenthalte zu Mergentheim, den eine jüngere Schwester mit mir teilte, lebten wir mit der Familie von Speeth als zufällige Hausgenossen auf freundschaftlichem Fuße; besonders aber hatte meine Schwester das innigste Verhältnis zu der Tochter. Sie, mit den ihren, wohnte in dem zweiten, wir Geschwister in dem ersten Stockwerk. Einst in der Nacht erweckte mich ein plötzliches Gefühl, als wenn kalte schwere Tropfen gewaltsam in das Gesicht gespritzt würden; ich glaubte ihren Fall zugleich auf dem Deckbett zu hören. Ich fühlte nach der Nase auf der Haut, auf Kissen und Decke umher: da aber alles

durchaus trocken war, beruhigte ich mich mit dem Gedanken, es müsse Einbildung gewesen sein, obwohl ich nie mit so viel Schein der Wirklichkeit geträumt zu haben glaubte.

Den andern Tag erzählte ich die Sache in Gegenwart der Freundin. Sie war sichtlich darüber bestürzt und nachdenklich... Erst späterhin bekannte sie der Schwester folgendes.

Sie hatte jene Nacht bei ihrem Vater, der an einer schmerzhaften Krankheit dem Tod entgegenging, zu wachen, verweilte aber zur gedachten Stunde noch allein auf ihrem Zimmer. In einer ungewöhnlich erhöhten Stimmung, begünstigt durch die Einsamkeit und die tiefe nächtliche Stille, verrichtete sie ihr Gebet, in welches sie nächst ihren Angehörigen auch uns einschloß. Zuletzt griff sie, als Katholikin, nach dem geweihten Wasser und sprengte, was sie sonst nie tat, für jedes einzelne besonders, der Reihe nach und in der Richtung, wo die Lagerstätte eines jeden war, einige Tropfen in die Luft."

Rätselfhafte Musik

Im Jahre 1871 zog Mörike nach Stuttgart. Am 8. September 1874 hatte er dort seinen 70. Geburtstag gefeiert und sich früh schlafen gelegt. Klara, seine Schwester, und Mariechen, seine Tochter, welche mit ihm das Fest in aller Zurückgezogenheit begangen hatten, wachten beide. Mörike wohnte in einem der abgelegensten Teile der Stadt, wo bald das Geräusch des Tages verstummte. Noch stiller war es in der Wohnung des Dichters. Plötzlich erklangen harfenähnliche Töne, die sanft im kleinen Zimmer verhallten. Klara horchte gespannt auf und hielt Ausschau nach den freundlichen Musikanten; aber weder draußen auf der Straße, noch drinnen im Hause fand sich eine Spur von solchen. — „Hast du gehört?“ fragte Klara ihre ebenfalls lauschende Nichte. Zugleich rief Mörike aus seinem Schlafkabinett: „Wo ist die Musik?“ — Die Angehörigen aber konnten ihm nur ihre Verwunderung ausdrücken, rätselfast wie sie gekommen, waren die Töne verklungen, es war nun doppelt still in der Wohnung. Da sagte Mörike: „Das geht mich an. Es ist mein letzter Geburtstag.“ — Und es war sein letzter. Am 4. Juni des folgenden Jahres starb er.

Mörikes Werke, hg. von Harry Mayne, Leipzig u. Wien 1914, Bd. 11, S. 464 mit 474; 480 mit 482.

(Rätselfhafte Musik:) Nekrolog über den Dichter von Oberst Günther in Stuttgart in „Alemania“, Bonn 1875.

Spuk im Gartenhaus

Emanuel Geibel, geboren am 17. Oktober 1815 in Lübeck, gestorben am 6. April 1884 daselbst, wurde 1852 von König Max II. als Professor und Mitglied der „Symposien“ nach München berufen, Haupt des Münchener Dichterkreises.

Geibel, der mit Justinus Kerner befreundet war, hatte einmal in Weinsberg ein Spukerlebnis, für dessen Wahrheit er zeitlebens eintrat und das uns Theobald Kerner überlieferte:

„In der hellgelben, schnurverbrämten Toppe, dem roten Fetz auf dem Kopfe und mit dem großen Schnurr- und Knebelbart hätte man den lieben, lebensfrischen Geibel für einen ausländischen Vogel, einen Griechen halten können... So lebenslustig er am Tage war und sich, wenn Besuche kamen, von der lebenswürdigsten Seite zeigte, so hatte er doch auch mitunter seine schwermütigen... Stunden... Im Gartenhaus, wo er mit mir logierte, war es ihm, wenn ich nicht da war, unheimlich, trotz seines langen Schnurr- und Knebelbartes, den er gerne mit einem Malteserkreuz verglich, hatte er Angst. Wurde ich nachts zu einem Kranken gerufen, so bat er mich um alles in der Welt nicht fortzugehen, und mußte ich es doch tun, so zog er sich lieber an und begleitete mich.

Im Jahre 1852, als ich nicht in Weinsberg war, besuchte er wieder meinen Vater und logierte im Gartenhaus. Den andern Morgen kam er todblaß herüber und erzählte meinem Vater, er habe heute Nacht einen Geist gesehen. Er sei hellwachend im Bett gelegen, da sei plötzlich eine Frau in altdeutschem Gewande vor seinem Bette gestanden, habe sich über ihn gebeugt, ihn traurig angeschaut und sei dann verschwunden. Der Einwand meines Vaters, es sei bloß ein Bild seiner aufgeregten Phantasie gewesen, ließ er durchaus nicht gelten und reiste schnell ab.

Zehn Jahre später, als ich Geibel in München besuchte, kamen wir auf die Geistergeschichte zu sprechen. — „Ich kann dich auf Ehrentwort versichern“, sagte er, „ich habe damals ganz hell gewacht und war vollkommen bei Sinnen, als ich den Geist sah, es kann mich nichts von diesem Glauben abbringen.“

Im Jahre 1878 fand ich bei einem Besuch in Lübeck Geibel schon sehr krank und misanthropisch, er sprach traurig vom Tode. „Ach“, sagte ich, „wir beide sind jetzt Sechziger, in diesem Alter muß man sich aller Gedanken an die Zukunft entschlagen, ihr rückwärts entgegengehen wie die Geiler und auf die schöne Vergangenheit zurückschauen. Weißt du noch, wie fröhlich wir einst in Weinsberg beisammen waren? Könnt-

test du nur mit mir reisen, die Erinnerung an die Jugendzeit würde dich dort wieder auffrischen und die Nachgedanken zerstreuen.'

Da gab er mir wehmütig lächelnd die Hand und sagte: 'Ich denke oft an jene herrlichen Jugendtage, aber, wenn ich auch reisen könnte, nach Weinsberg brächten mich keine zehn Pferde mehr; ich habe dort, wie du weißt, einen Geist gesehen und gewiß, ganz gewiß, es war kein Traum, keine Täuschung, keine Einbildung, es ist Tatsache.'

Theobald Kerner, Das Kernerhaus und seine Gäste, Stuttgart 1894, S. 202 ff.

Wahrtraum

Arthur Schopenhauer, geboren am 22. Februar 1788 in Danzig, gestorben am 21. September 1860 in Frankfurt am Main, deutscher Philosoph.

„An einem Morgen schrieb ich mit großem Eifer einen langen und für mich sehr wichtigen englischen Geschäftsbrief: als ich die dritte Seite fertig hatte, ergriff ich, statt des Streusands, das Tintenfaß und goß es über den Brief aus: vom Pult floß die Tinte auf den Fußboden. Die auf mein Schellen herbeigekommene Magd holte einen Eimer Wasser und scheuerte damit den Fußboden, damit die Flecke nicht eindrängen. Während dieser Arbeit sagte sie zu mir: ‚mir hat diese Nacht geträumt, daß ich hier Tintenflecke aus dem Fußboden ausriebe‘. Worauf ich: ‚Das ist nicht wahr.‘ Sie wiederum: ‚Es ist wahr, und habe ich es, nach dem Erwachen, der andern, mit mir zusammenschlafenden Magd erzählt.‘ Jetzt kommt zufällig diese andere Magd, etwa 17 Jahre alt, herein, die Scheuernde abzurufen. Ich trete der Eintretenden entgegen und frage: ‚was hat der da diese Nacht geträumt?‘ Antwort: ‚das weiß ich nicht‘. Ich wiederum: ‚Doch! sie hat es Dir so beim Erwachen erzählt‘. Die junge Magd: ‚Ach ja, ihr hatte geträumt, daß sie hier Tintenflecke aus dem Fußboden reiben würde.‘“

Schopenhauer, Versuch über das Geistersehen und was damit zusammenhängt. In „Parerga und Paralipomena“, I. Bd.

Verzauberte Landschaft

Franz Grillparzer, geboren am 15. Januar 1791 in Wien, gestorben am 21. Januar 1872 daselbst, österreichischer Dichter.

„Ich war früh aufgestanden, hatte Wasser aus dem Sauerbrunnen getrunken, gebadet, darauf wieder einen Becher Wasser getrunken und ging im Garten spazieren. Da kam ich auf einmal in einen bisher nie betretenen Teil desselben. Er war so schön, die Baumportien so rei-

zend, daß ich mich nicht genug wundern konnte, ihn früher nie bemerkt zu haben. Nur waren leider keine Bänke da, indes alles mich einlud mich niederzulassen. Meine Aufgabe war noch einen Becher Wasser zu trinken, ich kehrte daher um, mit dem festen Vorsatze, den Platz gleich nach dem Trinken wieder aufzusuchen. Es geschah, ich hatte mir den Weg durch eine früher oft betretene kurze Allee von kleinen Bäumen gemerkt, die Gartenpartie war aber nicht mehr aufzufinden, denn sie hatte nie existiert.“

Grillparzer, Tagebücher. Bd. V 4071 der Sämtl. Werke, hg. v. A. Sauer, Wien 1924. (Bericht aus Tatzmannsdorf, wo G. zur Kur weilte.)

Der Pokal

Karl von Holtei, geboren am 24. Januar 1798 in Breslau, gestorben am 12. Februar 1880 daselbst, Dichter, Schauspieler und Bühnenleiter; seine Singspiele und Dramen gehörten zu den meistaufgeführten seiner Zeit.

„In meinem alten Obernigk (Oberschlesien) saßen: der Gutsherr, mein Oheim und der zum Gerichtstag anwesende Justizrat Schwarz beim Abendtisch, gedachten meines Namensfestes, sprachen von Luise's (Holtei's Frau) Krankheit — und Herr Schaubert suchte den wohlbekannten Pokal hervor, den er mit einer Flasche Ungarwein füllte, um auf mein Wohl und auf die Genesung Luise's, welche die Breslauer Zeitung bereits verheißt hatte, zu trinken. In dem Augenblick, wo er den Pokal erhob, hörten sie einen Klang, wie von gesprungenem Glase und aus dem dicken hochgeschliffenen Kelche fiel ein rundes Stück ganz von selbst auf den Tisch. Die drei Freunde sahen sich bedenklich an, blickten nach der Uhr, — und gingen verstimmt auseinander. Nach einigen Tagen lasen sie in der Zeitung, daß Luise um diese Stunde (in Berlin) gestorben sei. Aus dem nämlichen Pokal hatte sie vor vier Jahren den Gästen Dank genippt, welche auf ihre Gesundheit als Neuvermählte getrunken.“

Vision am Schreibpult

„Ich stand vor meinem Schreibpult, um die Korrektur eines der letzten Bogen meiner „Schlesischen Gedichte“ zu beginnen. Da sah ich, — zum ersten Mal im Leben, daß ich eine Vision hatte — ich sah nämlich vor mir, wie Julien's [Holtei's zweiter Frau] Vater in seinem Lehnstuhl saß, vielmehr lag, mit seinem gelben Rocke, auf dem eine große Menge Blutflecke röthlich leuchteten, zugedeckt und das brennende Auge fle-

hend nach mir gerichtet. Ich empfand nicht eine Spur Grauen dabei, sondern fragte mich, so vollkommen ruhig und besonnen, wie ich es jetzt bin, wo ich nach fünfzehn Jahren diese Zeilen niederschreibe. Ich ließ mich auch weiter nicht stören und ging an meine Arbeit.

Nun glaubte ich unten im Hofraum ein banges, jammervolles Gestöhn zu vernehmen. Ich ging denn auch in die Küche, von woher ich Stimmen vernahm und dort lag, von seiner Frau und dem Mädchen gehalten, mein Schwiegervater, wie ein Sterbender am Boden.“ [Holtei eilt zum Arzt und besorgt auf dessen Geheiß noch Medikamente.] „Als ich heimkam“, fährt er fort, „und das Zimmer betrat, wohin man den Vater unterdessen gebracht, lag dieser auf dem wohlbekannten blauen Lehnstuhl, lang ausgestreckt, der Arzt hatte ihm eine Ader geöffnet, und das reichlich fließende Blut hatte jenen gelben Noth, mit dem sie ihn zugedeckt, über und über bespritzt.“ Es war das gleiche Bild, das Holtei in der Vision geschaut hatte.

Holtei, Vierzig Jahre, Berlin 1844, IV 162, V 163 ff.

Unheimliche Stätten

Wolfgang Menzel, geboren am 21. Juni 1798 in Waldenburg (Schlesien), gestorben am 23. April 1873 in Stuttgart, Publizist, Historiker und Politiker.

„Die Besuche, welche wir häufig in der (schlesischen) Nachbarschaft machten, ließen uns bemerken, daß an einer gewissen Stelle des Weges, wo derselbe gerade aus dem Bergwalde in ein Wiesental einlenkte, niemals bei Tage, aber jedesmal bei Nacht, die Pferde scheu wurden. An einen alten Stein dort am Wege knüpfte sich die Erinnerung eines Mordes, und das Volk glaubte, die Pferde scheuen vor dem Geist des Ermordeten. Wir mußten in der Tat bei Nacht an dieser Stelle jedesmal aus dem Wagen steigen und die Pferde am Zaum langsam vorüberführen.

Ganz die nämliche Erfahrung machte ich zwanzig Jahre später im Schwarzwald. Ich wurde in Balingen zum Abgeordneten in die württembergische Ständeversammlung gewählt. Indem ich mit vielen Wagen von dem Bergstädtchen Ebingen, wo ich eine Volksversammlung gehalten hatte, des Nachts nach Balingen zurückfuhr, mußte ich unterwegs an einer unheimlichen Stelle aussteigen, wo alle Pferde bei Nacht scheuten. Und auch hier glaubte man, die Tiere würden durch das Gespenst eines Ermordeten geschreckt.“

Wolfg. Menzels Denkwürdigkeiten, hg. von seinem Sohne Konrad M., Bielefeld 1877, S. 53.

Spuk im Atelier

Ludwig Richter, geboren am 28. September 1803 in Dresden, gestorben am 19. Juni 1884 daselbst, Maler und Zeichner.

„Ich erwachte eines Nachts aus meinem gesunden Schlafe durch ein nahes Getöse. Der Mond erhellte trotz der herabgelassenen Rouleaux genugsam die Kammer, in welcher ich mit meinem Vater schlief. Ich rief mir die schlaftrunkenen Augen aus und war erstaunt, meinen Vater ebenfalls sitzend im Bette und gespannt horchend zu finden. „Hast Du den Lärm auch gehört?“ fragte er mich. In demselben Augenblicke ging das Getöse von neuem los. Wir horchten genau, es war ein heftiges Werfen, Poltern und dazwischen ein schmetterndes Krachen, das aus dem kleinen Cabinet erscholl, welches an das nebenliegende Atelier stieß, und in dem sich eine schöne Sammlung von Gipsabgüssen und die Kupferstichsammlung des Vaters befand.

Es war gar nicht zu bezweifeln, man hörte deutlich die größeren und kleinen Figuren herabstürzen und zerbrechen. Nachdem wir uns überzeugt, daß keine Täuschung obwaltete, sprang Papa aus dem Bette, ergriff einen Säbel — eine Reliquie vom Schlachtfelde —, welcher an der Wand hing, und marschierte so im Hemde, die Nachtmütze auf dem Kopfe, den Carras in der Hand, nach der Thür; ich aber wollte meinen Papa doch nicht allein in das schrecklich spukende Gipskabinet zur Ratten-, Diebes- oder Geisterschlacht ziehen lassen, oder ich fürchtete mich, allein zurückzubleiben; kurz, ich sprang mit einem kühnen Satz ebenfalls aus dem Bette, hielt mich an das Hemd des Vaters und bewaffnete mich mit einer Reißschiene. Wir öffneten vorsichtig die Atelierthür, und, da sich hier nichts zeigte, auch die Thür zum Gipskabinet. Wir glaubten in eine grauenvolle Zerstörung sehen zu müssen, aber nichts von alledem. Es war mäuschenstill, wie es nach Mitternacht in einem stillen Hofe nur sein kann... Alles repräsentierte sich in alter Ordnung und ohne irgend eine Verletzung unserer Blicke. Was nun? Wir sahen in den Hof hinaus, still und ruhig wie immer; von oben schien der Vollmond hinein, und das ganze Haus lag im tiefsten Schlafe. Zu kämpfen gab es daher nichts; ich legte die Reißschiene wieder ins Atelier, Papa hängt seinen Carras an die Wand, und wir zogen kopfschüttelnd über dies Abenteuer in unsere Betten zurück. Die nächste Nacht verging sehr ruhig. Aber am frühen Morgen, da wir noch im Bette lagen, kam Frau Harnapp mit der Mutter in unsere Schlafkammer und rief: „Ich muß Ihnen eine Nachricht bringen! Ich weiß es schon“, unterbrach sie der Vater, „der alte Bingg (Maler, Lehrer und Freund der Richter) ist gestorben.“ Und so war es.

Eine Staffette war diesen Morgen von Leipzig gekommen mit der Nachricht, daß Zingg gestern Nacht nach kurzem Unwohlsein verschieden sei.“

Ludwig Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers.
Frankfurt/Main 1895, S. 35 f.

Tröstende Klänge

Joh. Ant. Maximilian Perty, geboren am 17. September 1804 in Ornbau bei Ansbach, gestorben am 8. August 1884 in Bern, Professor der Zoologie an der Universität München und Bern, Verfasser zahlreicher naturwissenschaftlicher Schriften.

„In einer Octobernacht 1838, als ich eben in München war und gegen 12 Uhr in trüben Gedanken wachend lag, weil mir von jemand auf eine treulose und undankbare Weise begegnet wurde, ertönte plötzlich eine leise zarte Musik, wie von einer kleinen Glasharmonika, etwa einen Marsch darstellend. Die Töne schienen auf oder im Nachttischen gebildet zu werden und das ganze liebliche Wesen dauerte etwa 2 bis 3 Minuten. — 1839 hörte ich in Bern regelmäßig trommelnde, nach dem Rhythmus einer bestimmten Melodie sich folgende Töne zur Nachtzeit, die aus dem Wandschrank über dem Bett zu kommen schienen. Sie hatten nicht das wunderbar Schmelzende der in München gehörten, sondern lauteten eher, wie auf Holz mit einem kleinen Instrumente geführte leise Schläge. An Anobium pertinax (Totenubr) war dabei nicht zu denken.“

Maximilian Perty, Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur, Leipzig . . . 1861. I 121/2.

Prophezeiter Ruhm

Hans Christian Andersen, geboren am 2. April 1805 in Odense, gestorben am 4. August 1875 in Kopenhagen, dänischer Dichter; seine Märchen erlangten Weltruf.

Andersen, der in Odense auf Fühnen, einer der grünen dänischen Inseln, 22 Meilen von Kopenhagen entfernt, geboren wurde, wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf. Sein Vater war Schuhmacher und er sollte zu einem Schneider in die Lehre kommen. Bei seinem Abschied von Zuhause war der damals Vierzehnjährige von einer Vorahnung seines zukünftigen Aufstiegs erfüllt, zugleich aber wurde ihm ein solcher von einer Hellscherin prophezeit. Er selbst schreibt darüber in seinem Buch: „Das Märchen meines Lebens ohne Dichtung“:

„Im letzten Jahre hatte ich eine kleine Summe Geldes zusammengespart; als ich sie nachzählte, bestand sie in dreizehn Reichsbanktalern; ich war über den Besitz eines so großen Reichthums ganz außer mir, und da meine Mutter nun auf das bestimmteste verlangte, daß ich in die Schneiderlehre kommen sollte, bat und plagte ich sie, daß ich doch nach Kopenhagen reisen dürfe, für mich damals die größte Stadt der Welt.

„Was willst du dort werden?“ fragte meine Mutter. „Ich will berühmt werden“, erwiderte ich und erzählte ihr, was ich von merkwürdigen Männern gelesen, „man hat erst gewaltig viel Widerwärtiges durchzumachen, und dann wird man berühmt.“

Es war ein völlig unerklärlicher Trieb, der mich leitete; ich weinte, ich bat, und zuletzt gab meine Mutter nach, ließ aber doch erst eine alte sogenannte kluge Frau vom Hospital holen, um aus der Karte und dem Kaffee mein künftiges Schicksal zu prophezeien.

„Ihr Sohn wird ein großer Mann werden“, sagte die Alte, „und ihm zu Ehren wird Odense einmal illuminiert werden.“

Beide Prophezeiungen gingen in Erfüllung. Odense ernannte Andersen am 6. Dezember 1867 zum Ehrenbürger und feierte dies mit einem glänzenden Fest, bei dem die Stadt beleuchtet wurde. „Es war das schönste Fest meines Lebens“, sagte Andersen.

Hans Christian Andersen, Das Märchen meines Lebens ohne Dichtung, deutsche Ausgabe, Berlin 1914, S. 33.

Die schwarze Gondel

Richard Wagner, geboren am 22. Mai 1813 in Leipzig, gestorben am 13. Februar 1883 in Venedig.

Im August 1858 reiste Richard Wagner in Begleitung seines jungen Freundes Karl Ritter nach Venedig, wo er den „Tristan“ zu vollenden gedachte. Beide waren in bester Stimmung. Als sie zum ersten Mal vom Eisenbahndamm herab die Stadt aus dem Wasserspiegel aufschwimmen sahen, schwenkte Ritter seinen Hut so stürmisch zum Fenster hinaus, daß er ihn verlor. Der Meister, der glaubte, seinem Freund nicht nachstehen zu dürfen, warf ebenfalls den seinen zum Fenster hinaus. Die übermüthige Stimmung des Meisters aber sollte sich ins Gegenteil kehren. In seiner Selbstbiographie schildert er die Ursache, die ihn zu solchem Stimmungswechsel veranlaßte:

„So kamen wir beide barhäuptig in Venedig an, und bestiegen sogleich eine Gondel, um den ganzen Canale Grande entlang bis zur Piazzetta bei San Marco vorzudringen. Das Wetter war plötzlich etwas un-

freundlich geworden, das Aussehen der Gondel selbst hatte mich aufrecht erschreckt; denn so viel ich auch von diesen eigentümlichen, schwarz in schwarz gefärbten Fahrzeugen gehört hatte, überraschte mich doch der Anblick eines derselben in Natur sehr unangenehm: als ich unter das mit schwarzem Tuch verhängte Dach einzutreten hatte, fiel mir zunächst nichts anderes als der Eindruck einer früher überstandenen Cholerafurcht ein; ich vermeinte entschieden an einem Leichenkondukte in Pestzeiten teilnehmen zu müssen. Karl versicherte: ja, das ginge jedem so; aber man gewöhne sich sehr schnell daran. Nun kam die sehr lange Fahrt durch den viel gebogenen Canale Grande: die Eindrücke, welches alles hier auf mich machte, wollten mich nicht von meiner bangen Stimmung befreien. Wo Karl neben zerfallenen Mauern nur eine Ca d'oro der Fanny Elfler oder ein andres berühmtes Palais ersah, fiel mein wehmütiger Blick immer nur auf die zerschellten Ruinen zwischen diesen interessanten Gebäuden. Ich schwieg endlich und ließ es mir gefallen, an der weltberühmten Piazzetta auszustiegen und mir den Dogenpalast zeigen zu lassen, welchen bewundern zu können ich mir vorbehielt, sobald ich zunächst von der ganzen melancholischen Stimmung, in welche ich mich durch die Ankunft in Venedig versetzt fühlte, befreit sein würde.“

Richard Wagner starb bekanntlich in Venedig. Eine Trauergondel nahm seinen Leichnam auf.

Richard Wagner, Mein Leben, Leipzig o. J., II 779/780.

Der helllichtige Doktor

Friedrich Wilhelm Weber, geboren am 26. Dezember 1813 in Alhausen, gestorben am 5. April 1894 in Nieheim, Arzt und Dichter; sein geschichtliches Epos „Dreizehnlinden“ wurde einst viel gelesen.

Weber hatte sich nach seiner Approbation 1840 als Arzt in seinem Geburtsort, dem westfälischen Dorf Alhausen niedergelassen, um alsbald nach dem benachbarten Städtchen Driburg überzusiedeln, wo er ein Wirkungsfeld fand, das sich von Jahr zu Jahr vergrößerte. „Während jener stillen, arbeitsreichen Jahre in Driburg befand sich Weber in einer hochgradigen, nervösen Spannung“, schreibt sein Biograph Julius Schwering. „Eine übermächtige Naturgewalt des Vorstellungsvermögens beglückte und peinigte ihn zugleich. Gestalten tauchten vor seinem inneren Auge auf, traten ihm in den Weg, wo er ging und stand, in körperlicher Fülle, in beängstigender Nähe. Es würde ein Zug in seinem Charakterbilde fehlen, wenn ich hier unerwähnt ließe, daß

Weber die Gabe des Zweiten Gesichtes zu besitzen glaubte, jenes bis zum Schauen oder mindestens deutlichen Hören gesteigerte Vorahnungsvermögen, ... das von allen deutschen Stämmen am meisten den Söhnen der roten Erde und diesen wieder besonders den stillen, ernstesten Bewohnern des Münsterlandes eigentümlich ist ... Auch Weber glaubte fest an Ahnungen und an die Fähigkeit des Voraussehens bei manchen seelisch dazu besonders veranlagten Menschen. Er versicherte mit vollem Ernste, daß ihm selbst mehr als einmal künftige Begebenheiten, welche durch Kombination und Schlüsse unmöglich von ihm vorhergesehen werden konnten, mit allen selbst ganz unbedeutenden Nebenumständen vor die Seele getreten seien. Zwei Vorfälle dieser Art, die ich aus seinem Munde gehört habe, will ich hier erzählen. Von den Kindern des Postverwalters Zengerling in Driburg, in dessen Hause Weber täglich verkehrte, war ihm ein kleines Mädchen, Emilie mit Namen, besonders ans Herz gewachsen. Wenn der junge Arzt von seinen Krankenbesuchen heimkehrte, sprang ihm die freundliche Kleine schon von weitem entgegen, und nie fand sie die Hand ihres Beschützers leer ... Wenn Weber sich dann, ermüdet von seinen Berufsarbeiten, im Wohnzimmer des Zengerlingschen Hauses auf das Sofa legte und rauchte, so saß die kleine Emilie zu seinen Füßen, spielte und tändelte mit ihm ... Als sie eines Tages in gewohnter Weise mit ihm gescherzt hatte, hüpfte sie plötzlich vom Sofa fort und lief nach der Türe, die in den anstoßenden Hausflur führte. In diesem Momente sah Weber, der dem Kinde mit seinen Augen gefolgt war, zu seiner Überraschung durch die halb geöffnete Türe einen kleinen Sarg in dem Hausflur stehen. Er blickte schärfer hin, aber die Erscheinung blieb. Nun eilte er nach der Stelle, wo er den Kindersarg gesehen hatte, aber jetzt war dieser verschwunden. In der Meinung, daß das Ganze eine Sinnestäuschung gewesen sei, kehrte Weber nach dem Sofa zurück, nahm seine frühere liegende Stellung wieder ein und schaute abermals durch die halb geöffnete Türe. Aber das Gesicht kehrte nicht wieder, und Weber suchte vergebens nach einer natürlichen Erklärung dieser merkwürdigen Vision. Bei den Eltern des Kindes, denen er das seltsame Erlebnis mitteilte, fand er keinen Glauben. Bald darauf erkrankte die kleine Emilie an den Masern und starb nach zwölfwöchentlichem Leiden ... Am Tage ihrer Beerdigung, als der Leichenzug eben das Sterbehaus verlassen wollte, fügte es der Zufall, daß die Träger den Sarg an derselben Stelle niederlegten, wo Weber ihn früher gesehen haben wollte. Es war der erschütterte Vater, der, mit der Hand dorthin zeigend, den Dichter auf die Erfüllung des Vorgesichtes aufmerksam machte.

„In einer Herbstnacht saß Weber einsam auf seinem Studierzimmer und las in den Werken des Paracelsus“, erzählt Webers Biograph weiter. „Da vernahm er plötzlich draußen gedämpfte Rufe, dann ein Geräusch, wie wenn ein Fenster geöffnet würde, und hörte deutlich die Stimme eines Mannes sagen, seine Mutter habe ein Bein gebrochen; er sei mit seinem Wagen gekommen, um den Doktor zu holen. Weber sprang auf, ergriff Rock, Hut und Mantel und trat in das dunkle Nebenzimmer, wo er ein Fenster aufriß und fragte, ob jemand draußen sei. Keine Antwort erfolgte. Alles lag still und tot, nur der Herbstwind zog raschelnd um das Dach der gegenüberliegenden Kirche, und das dunkle Bild des Turmes hob sich scharf von dem monderhellsten Nachthimmel ab. Nach einigen Minuten vergeblichen Wartens kehrte Weber in sein Arbeitszimmer zurück und nahm die unterbrochene Lektüre wieder auf. So mochte eine Stunde verflossen sein, als er draußen abermals eine Stimme rufen hörte. Er eilte ans Fenster und sah jetzt wirklich auf dem Kirchplatze einen Mann stehen. Es war ein Bauer aus der Nachbarschaft von Driburg, der ihn um seinen ärztlichen Beistand bat. „Ihre Mutter hat wohl vor einer Stunde ein Bein gebrochen?“ fragte Weber, und als der Mann eine zusagende Bewegung machte, erkundigte sich der Arzt weiter: „Sie haben einen Wagen mitgebracht?“ Der Bauer bejahte auch dies und bezeichnete die Stelle, wo sein Gefährt hielt. Dorthin folgte ihm nun der Arzt, und beide fuhren in die Nacht hinaus. Als sie in der Nähe seines elterlichen Gehöftes angelangt waren, fragte der bisher so schweigsame Begleiter unseren Dichter: „Herr Doktor, wie wußten Sie, daß meiner Mutter ein Unfall zugestoßen war?“ — „Das habe ich mir so gedacht“, entgegnete Weber ausweichend. — „Nein, das konnten Sie sich nicht denken“, erklärte jetzt mit Bestimmtheit der Bauer und warf zugleich einen scheuen, aber vielfagenden Seitenblick auf den Arzt, der mit geheimnisvollen Kräften begabt schien.“

Julius Schwering, Friedr. Wilh. Weber, Sein Leben und seine Werke, Paderborn 1900, S. 132—134.

Der schwarze Hund

Sebastian Brunner, geboren am 10. Dezember 1814 in Wien, gestorben am 27. November 1893 in Währing bei Wien, katholischer Theologe und vielseitiger österreichischer Schriftsteller.

„Eine Begebenheit, welche ins Gebiet des Hellsehens zu gehören scheint, will ich hier berichten, weil ich selber Zeuge des vor dem Ereignis erzählten Traumbildes bin. Ich war acht bis zehn Jahre alt. Eines

Morgens kam eine Arbeiterin, welche im Seidenmagazin meiner Eltern verwendet wurde, bleich und verstört daher, und erzählte meiner Mutter, welche sich eben in diesem Magazin befand: sie habe in der Nacht einen Traum gehabt, dessen Schrecken sie noch nicht los werden könne. Es war ihr nämlich, als ob sie von ihrer Wohnung in unser Haus ginge, und da sei beim Laden rechts (der zum Logis eines im Hause wohnenden Bandfabrikanten gehörte) ein schwarzer Hund gefressen mit feurigen Augen und fleischenden Zähnen, und habe sie schrecklich angestarrt, daß sie sich nicht beim Haustor hineintroute. Sie sei aus Angst darüber wach geworden, und habe das ganze Bild so fest im Gedächtnis, daß sie es für etwas im wachen Zustand Erlebtes, und nicht für einen Traum halte. — Meine Mutter lachte; das Mädchen ließ sich aber weder aus ihrem Ernste bringen, noch konnte sie sich von ihrem Schrecken erholen, und entgegnete mit Zuversicht der Mutter: „Sie werden schon sehen, heut geschieht noch etwas, und gerade beim Laden, ich laß es mir nicht nehmen.“ — Es wird 10 Uhr (Vormittag), auf einmal ist im Hofe ein ungewöhnliches Hin- und Herlaufen der Arbeiter von der im Erdgeschoß befindlichen Bandfabrik, schreckenbleiche Gesichter, agierende Gruppen zeigen sich. — Die Träumerin sieht das alles von einem Fenster im ersten Stockwerk, sie eilt neugierig hinab und kommt kurz darauf mit meiner Mutter mit der Nachricht: „Der Bandfabrikant hat sich erhängt, und zwar gerade inwendig am Laden, wo ich heute den schwarzen Hund gesehen!“

Sebastian Brunner, „Wohin? Wohin?“, Geschichten, Gedanken Bilder und Leute aus meinem Leben, Wien 1855, S. 46 ff.

Das Abschiedszeichen

Theodor Storm, geboren am 14. September 1817 in Husum, gestorben am 4. Juli 1888 in Hademarschen, Schriftsteller, Richter in Husum.

In den Unterhaltungen „Am Ramin“ (1861) berichtet Storm eine Reihe von Spukbegebenheiten, von deren Glaubwürdigkeit er durchaus überzeugt war, und die er selbst als „eine Art biographischen Beitrags“ bezeichnete.

„Auf dem Gymnasium zu Husum“, so beginnt er eine der Geschichten, „hatte ich einen Schulkameraden, einen fleißigen und geschickten Menschen, mit welchem ich, da er in meiner Nachbarschaft wohnte, in fast täglichem Verkehr lebte. Als er eben in Sekunda eingetreten war, starb der Vater, welcher ein kleines städtisches Amt bekleidet hatte, und

hinterließ Sohn und Witwe in den bedrängtesten Umständen. — Mit Hilfe von Stipendien hätte mein Freund dessenungeachtet wohl seinen Plan, die Rechte zu studieren, durchführen können; aber der lebhafteste Wunsch, schon jetzt etwas zu verdienen und dadurch die letzten Jahre seiner alternden Mutter zu erleichtern, veranlaßte ihn vom Gymnasium abzugehen und auf dem dortigen Amtshause als Lohnschreiber einzutreten. Unser Umgang wurde dadurch nicht unterbrochen; wir machten wie sonst des Mittags unseren Spaziergang, und abends, wenn er aus seiner Kanzlei nach Hause gekommen war, saßen wir in dem von ihm und seiner Mutter gemeinschaftlich bewohnten Zimmer und nahmen miteinander die Lektionen durch, welche am folgenden Tage in der Schule vorkommen sollten; denn er hatte seine Lebenspläne keineswegs gänzlich aufgegeben, und wo der Abend nicht reichte, nahm er unbedenklich die Nacht zu Hilfe. So habe ich manche Stunde dort verbracht in gemeinsamer Arbeit oder in gemütlichem Gespräch. Die Mutter pflegte mit ihrem Strickzeug neben uns vor der kleinen Lampe zu sitzen. Ich sehe noch das stille, etwas kränkliche Gesicht, wenn sie mitunter von der Arbeit aufblickte und mit einem Ausdruck der Sorge und der zärtlichsten Verehrung die Augen auf ihrem einzigen Kinde ruhen ließ... Aber dieses Leben mit seinem bescheidenen Glücke sollte nach einigen Jahren sein Ende erreichen. Kurz vor meinem Abgang zur Universität erkrankte die Mutter. Es war der Keim des Todes, der lange schon in ihr gelegen und nun zur Entfaltung kam...

Was nun folgt, habe ich später aus dem Munde meines Freundes gehört: ... Er hatte sich, als die Schwäche der Mutter ... zugenommen, die Erlaubnis ausgewirkt, seine Arbeiten im Hause zu fertigen, und saß nun im Krankenzimmer ... bald emsig schreibend, bald einen sorglichen Blick nach den dunklen Vorhängen des Bettes hinüberwerfend... Dort blieb er auch des Nachts sitzen.

Eines Nachts aber, da eine Linderung der Schmerzen eingetreten war, hatte er sich doch überreden lassen [seine Kammer aufzusuchen]. [Dort] lag er unausgekleidet auf seinem Bette; traumlos, in tiefem, bleiernem Schlaf. A. Währenddessen verging die Nacht, und der Tag fing eben an zu grauen; da wurde er plötzlich wie mit sanfter Gewalt aus dem Schlaf emporgehoben. Als er aufblickte, sah er die Tür der Kammer geöffnet und eine Hand, die mit einem weißen Tuch zu ihm hereintwehte. Unwillkürlich sprang er vom Bett auf; aber er hatte sich geirrt, die Tür seiner Kammer war eingeklinkt, ... fast ohne Gedanken ging er die Treppe zu dem Krankenzimmer hinauf... Unter dem dunklen Betthimmel fand er beim trüben Schein der Dämmerung die Leiche

seiner Mutter. Als er sich bückte, um die Hand der Toten an seinen Mund zu drücken... faßte er zugleich ihr weißes Schnupftuch, das sie zwischen den geschlossenen Fingern hielt."

Theodor Storm's Sämtliche Werke, Braunschweig 1868/77.

Der eifersüchtige Freund

Viktor von Scheffel, geboren am 16. Februar 1826 in Karlsruhe, gestorben am 9. September 1886 daselbst, Schriftsteller, am bekanntesten wurden „Der Trompeter von Säckingen“, „Ekkehard“.

Als der junge Scheffel an der Heidelberger Universität studierte, hatte er einen Freund, der mit einem jungen Mädchen ein Liebesverhältnis unterhielt, aber durch die Schwindsucht von einem frühzeitigen Tod bedroht wurde. Einmal war nun dieser durch sein Befinden gehindert, seine Liebste zu einer studentischen Tanzunterhaltung zu begleiten und bat nun Freund Scheffel sich des Mädchens anzunehmen, zugleich aber warnte er ihn, seiner Geliebten den Hof zu machen. Als nun der junge Scheffel das dennoch, wenn auch ohne rechten Ernst tat, fühlte er einen heftigen Schlag auf die Schulter. Er drehte sich erschrocken um und sah zu seinem Entsetzen den Freund hinter sich, die Augen starr auf ihn gerichtet, im Ballanzug, jedoch ohne Vorhemd und Weste, mit Blut überströmte, das weiter seinem Munde entquoll. Als Scheffel ihn voll Schrecken anrief, zerrann die Erscheinung, die außer ihm keiner der Anwesenden gesehen hatte, vor seinen Augen.

Schlunmstes ahnend, eilte er in die Wohnung, welche der Freund mit seiner Mutter teilte, und fand den Unglücklichen dort tot auf dem Fußboden liegen, ganz so, wie er ihn als spukhafte Erscheinung vor sich gesehen. Der Kranke hatte seiner Mutter gegenüber darauf bestanden, das Paar im Tanzsaal zu überraschen und wollte sich eben dahin begeben, als er von einem todbringenden Blutsturz überrascht wurde und mitten im Zimmer zusammenbrach.

Otto Piper, Der Spuk, München 1922, S. 126.

Rätselfhafte Lichterscheinung

Hans Thoma, geboren am 2. Oktober 1839 in Bernau i. Schwarzwald, gestorben am 7. November 1924 in Karlsruhe, Maler.

Der Maler Hans Thoma erzählte in seinem Bekanntenkreis des öfteren von einer ihm unheimlichen Lichterscheinung, die er in seiner Jugend in Gesellschaft von Kameraden über sich habe schweben sehen. Agathe Thoma, die Schwester des Malers, berichtete hierüber folgendes:

„Es war zu Anfang der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts, als mein Bruder als junger Kunstschüler von Karlsruhe nach seiner Heimat Bernau gekommen war, um dort seine Ferien zu verbringen. An einem warmen Sommerabend, den Monat weiß ich nicht genau, es mag Juli oder August gewesen sein, saß er mit einigen seiner früheren Schulkameraden auf dem „Platz“, der mitten im Dorfe liegt, auf Baumstämmen. Sie unterhielten sich lebhaft. Es mochte schon gegen 11 Uhr sein; es war kein Mondschein, aber ein klarer Sternenhimmel. Da flammte plötzlich ein helles Licht auf. Mein Bruder glaubte, es hätte einer neben ihm ein Streichholz angesteckt, um die Pfeife anzuzünden. Als er sich aber umsah, gewahrte er, daß das Licht von oben kam. Alle schauten erschreckt, ja entsetzt in die Höhe, denn gerade über ihnen stand ein hellglänzendes Dreieck. Die Lichterscheinung stand ganz still und verblaßte langsam geräuschlos. Die jungen Leute waren alle aufgesprungen. Es war ihnen unheimlich; sie sagten sich kaum „Gute Nacht“, und jeder eilte, so rasch er konnte, nach Hause. Mein Bruder sprach in seinen letzten Lebensjahren noch öfter von dieser Erscheinung. Er bedauerte noch, daß er die Sache mit denen, die sie miterlebt hatten, nicht ausführlich besprochen und sich nicht von jedem den Eindruck, den sie auf ihn gemacht, habe schildern lassen. Ich wundere mich nur, daß er in seinen „Lebenserinnerungen“ nichts davon erwähnte, denn es hat einen großen Eindruck auf ihn gemacht.“

Johannes Illig, Das Rätsel des Irrlichts. In: „Einkehr“, April 1929. (Beilage der Münch. Neuesten Nachrichten).

Der Parforceritt

Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, geboren am 2. Januar 1827 in Kirschentin, gestorben am 16. Januar 1892 in Dresden, Sohn des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe, preuß. General und Militärschriftsteller.

„Es war mir schon öfter vorgekommen, daß Dinge eintrafen, welche ich in einer mich besonders ergreifenden Weise geträumt hatte. Unter anderem hatte ich öfter den Inhalt von Briefen, die ich dann erhielt, vorher nachts geträumt. Nachdem ich durch Wiederholung solcher und ähnlicher Träume aufmerksam geworden war, mich auch Freunde, denen ich solche Dinge mitteilte, als abergläubisch ausgelacht hatten, schrieb ich mitunter den Morgen nach dem Traum das Geträumte auf und zeigte es den Spöttern. Da kam es vor, daß ein denselben Tag ankommender Brief, den ich zum Beweise dem Freunde zum Öffnen gab, buchstäblich mit dem Traum harmonierte. Da verstummte der Spott...“

Am 1. Oktober 1850 sollte eine Parforcejagd stattfinden... Am Abend des 30. September fühlte ich mich nicht ganz wohl... Ich sandte deshalb zu den Kameraden und ließ ihnen sagen, ich würde nicht mitreiten, sie möchten mich andern Tags nicht erwarten, und legte mich etwas zeitig zur Ruhe.

In der Nacht träumte ich, mir ginge auf der Jagd das Pferd durch, ich würde mit dem Kopf an einen Baum geschleudert und läge mit zer schlagenem Schädel auf der Erde. Der Traum war so lebhaft, daß ich darüber aufwachte und dann im wachen Zustande mich selbst neben meinem Bette mit blutendem Gesicht auf der Erde liegen sah. Ich richtete mich hoch auf und sah mich selbst starr an. Nach einiger Zeit verschwand das Traumgesicht allmählich wie ein künstliches Nebelbild und es war stockdunkel um mich her.

Der Traum beunruhigte mich sehr, noch mehr aber ärgerte ich mich über mich selbst, daß ich mich über einen Traum beunruhigte. Endlich schlief ich ein. Aber ich träumte denselben Traum zum zweiten Male. Als ich wieder aufwachte, war es schon so hell, daß ich im Morgen grauen die Gegenstände in meinem Zimmer erkennen konnte und unter dem Stuhl an meinem Bett mich selbst liegen sah. Dies Bild verschwand wieder nach und nach. Dieses Mal schlief ich nicht wieder ein. Mein Ärger über den Eindruck, den mir der Traum machte, war derart, daß ich beschloß, mich praktisch von solchem Aberglauben zu heilen. Ich sandte zu den Kameraden, ich sei wieder wohl und würde mitreiten, und ritt zur Jagd. Dort bei der Zusammenkunft am Stern [bei Potsdam] teilte ich meinem Bruder Friedrich Wilhelm den Traum mit und wir scherzten zusammen darüber.

[Die Jagd begann.] Sobald angelegt war, ging mir mein Pferd durch. Ich geriet in immer dichter beieinander stehende Bäume und schlug endlich mit dem Kopf gegen einen derselben. Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Walde auf dem Moos, auf der rechten Seite des Gesichts hatte ich keine Haut, aus dem rechten Auge floß das Blut aus dem erschütterten Gehirn. Ich muß geschleift worden sein, denn mein Kopf war teilweise skalpiert, und die Kopfhaut hing mit den Haaren mir wie ein Fegen aus einem an einem Nagel hängengebliebenen Rock hinten auf den Rücken herab. Der Schädel war zum Teil geborsten. Man trug mich in einen Wagen, der mich nach dem nahen Potsdam führte, während ich die Besinnung verlor. In Potsdam legte mich mein Bruder in sein Bett und behielt mich vier Wochen dort, während er auf dem Sofa sein Lager herstellte, bis ich nach Berlin reisen konnte.

Als ich in Potsdam nach drei Tagen die Besinnung wiedergewann, verlangte ich einen Spiegel und sah mich ungefähr so, wie ich es geträumt hatte. Wenn ich vor dem Sturz niemandem von dem Traum erzählt hätte, so würde ich glauben, der Traum sei mir während meiner Krankheit gekommen, und ich bilde mir nun ein, den Traum gehabt zu haben. Mein Bruder aber, den ich fragte, bestätigte mir, daß ich ihm vor der Jagd davon gesprochen.“

Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, „Aus meinem Leben“, Berlin 1897, S. I 143—145.

Unerklärliche Geistergeschichte

Der Militärschriftsteller Richard Graf zu Pfeil erzählt in seinem Buch „Zwischen den Kriegen“ — gemeint sind jene von 1866 und 1870 — ein persönliches Erlebnis, das er selbst „Eine unerklärliche Geistergeschichte“ überschreibt. Als junger Offizier im 1. Preussischen Garderegiment zu Fuß reiste er — noch nicht zwanzigjährig — im Januar 1866 über Wien zunächst nach Venedig, in der Absicht, sich zur Kräftigung seiner Gesundheit nach Rom und noch südlicher zu begeben. In Udelsberg bei Triest ereignete sich die Begebenheit, die er folgendermaßen schildert:

„Auf der Fahrt nach Venedig erlebte ich einen Vorgang, der für mein ganzes Leben in meiner Erinnerung geblieben ist. In Udelsberg unterbrach ich die Reise, um die dortigen großartigen Grotten kennen zu lernen. In dem mir als besten empfohlenen der beiden dortigen Gasthöfe, ich glaube, er hieß ‚Zur Krone‘, stieg ich ab, als einziger Gast, und erhielt Zimmer Nr. 1. Es war ein langer schmaler Raum; das Bett in der der Tür entgegengesetzt liegenden rechten Ecke; neben ihm ein tief in die dicke Wand eingelassenes Fenster, das, wenn im Zimmer Licht brannte, durch einen dicken Vorhang völlig verhängt war. Da mich die Besichtigung der Grotten ermüdet hatte und ich am folgenden Morgen bereits um 3 Uhr die Reise fortsetzen wollte, legte ich mich bald nach 8 Uhr abends schlafen, ohne, was ich besonders bemerkte, nur einen Tropfen irgendeines geistigen Getränkes zu mir genommen zu haben. Sofort schlief ich ein.

Plötzlich wache ich durch einen fähren Schreck auf und bin sofort ganz munter. Da sehe ich, trotz der Finsternis, eine Gestalt, die, als käme sie von der Tür, leise, leise, unhörbar über den Fußboden schlürft. In ihren Umrissen erschien sie mir groß und stark. Na dem Tisch in der Mitte stützt sie sich auf, immer den Kopf nach mir zugewendet,

schleicht so an meinem Bett vorbei und verschwindet in der Fensternische.

Ohne Zweifel ein Dieb! Ich fasse nach dem Dolch auf dem Nachttisch, stürze in die Fensternische, die nunmehr durch Lichtschimmer, von der Straße aus, beleuchtet ist und — finde sie leer. Wie taumelnd vor Schreck gelange ich an mein Bett zurück, mache Licht, in der Überzeugung, es müsse nach Mitternacht sein.

Aber es war noch nicht 10 Uhr. Natürlich war an weiteren Schlaf nicht zu denken und ich ging hinunter in die Gaststube. Dort traf ich aus dem anderen Gasthof gekommene österreichische Offiziere, die, in den Dienst des Kaisers Maximilian von Mexiko getreten, für diesen Truppen warben. Es waren ganz unterhaltende Leute, so daß auch ich meine ganze Beredsamkeit anstrengte, in der Hoffnung, sie bis zur Abfahrt zu fesseln. Aber der jugendliche Preuße schien ihnen doch nicht unterhaltend genug zu sein; denn nach mehrmaligem Gähnen zog einer der Herren die Uhr und sagte: ‚Schauens, Herr Kamerad, es geht auf Mitternacht‘, worauf sich die Offiziere empfahlen.

Nun saß ich allein, mit der Aussicht, noch Stunden in dem unheimlichen Zimmer oben zuzubringen. Da trat die Wirtin an mich heran... und meinte: ‚Der Herr muß sich noch in das Fremdenbuch schreiben.‘ Als sie dann las, was ich geschrieben: ‚Hausdorf, Kreis Neurode, Grafschaft Glas‘, sagte sie: ‚Das ist doch aber sonderbar! Gerade heute vor einem Jahr starb bei uns ein Herr von Winkler aus Glas. In den Grotten hatte ihn der Schlag gerührt. Ich sehe ihn noch vor mir; ein großer starker Herr; er wohnte in Ihrem Zimmer.‘

Das war mir doch über die Hut schnur. Jener Herr von Winkler, der, wie ich später hörte, tatsächlich in Glas gewohnt hatte, war mir völlig unbekannt; niemals hatte ich seinen Namen gehört. Unwillkürlich brachte ich beide Ereignisse miteinander in Verbindung. Das Zimmer Nr. 1 war mir nun noch viel unheimlicher. Da kam mir der Gedanke, die Wirtin, die mir eben gute Nacht sagen wollte, aufzufordern, bis zur Abfahrt des Zuges gemächlich bei mir oben zu plaudern... Aber sie wies in mißverständener Entrüstung den Vorschlag zurück und ich mußte nach Nr. 1. Dort verbrachte ich bei brennenden Lichtern die Zeit mit einigen alten Zeitungen, bestellte den Wagen eine Stunde früher und war froh, Udelsberg hinter mir zu haben. Aber heute habe ich noch unangenehme Erinnerungen an jene, fast ein halbes Jahrhundert zurückliegende sonderbare Begebenheit.“

Richard Graf zu Pfeil, „Zwischen den Kriegen“, Schweidnitz 1912, S. 71 mit 74.

Die Gesichte des Generals

Karl Friedrich von Steinmetz, geboren am 27. Dezember 1796 in Eisenach, gestorben am 2. August 1877 in Landeck (Schlesien), Generalfeldmarschall.

Im Jahre 1848 war Karl Friedrich von Steinmetz nach Magdeburg versetzt worden, wo er 1854 zum Generalmajor und Stadtkommandanten ernannt wurde. Im selben Jahr erlebte er aber auch den härtesten Schicksalsschlag seines Lebens.

Seiner Ehe mit Julie von Steinmetz war ein Knabe und zwei Mädchen entsprossen. Der erstere und das jüngere Mädchen waren ihm schon durch den Tod entzissen. Nun starb auch die sechzehnjährige Tochter Selma an Typhus, mit der er als seinem einzigen und letzten Kinde besonders innig verbunden war.

Kurz nach Selmas Tod saß der General am Schreibtisch und preschte einmal plötzlich die Handflächen vor die Augen. Als er so ins Dunkle sah, erschien das Haupt der Verstorbenen vor ihm, ihre Augen blickten ihn an und bewegten sich. Daselbe geschah ihm am hellen Tag, wenn er auf die Schlafbede der Verewigten blickte. Der General aber war völlig frei vor Erstaunen, Schmerz oder Unruhe. Im Gegentheil lag etwas unendlich Anziehendes für ihn in diesem Verkehr mit seinem Kind und er konnte diese Erscheinung nur mit der Treue eines Spiegelbildes vergleichen, so vollkommen war der Anblick. Diese Phänomene verstärkten sich sehr bald. Alles, worauf Steinmetz seinen Blick richtete, besonders im Zpielicht, im Dunkeln, nahm die Gestalt der Entschlafenen an. Wenn er eine Stelle an der Wand fixierte, so löste sich vor ihr ein Nebelbild, das bald nach dieser, bald nach jener Richtung hinschwebte, oft der Verschiedenen ähnlich, oft aber auch von anderer Gestalt, mehr oder weniger verschleiert. Oft wenn er ins Dunkel sah, entstieg der Erde ein Nebel, der nach einiger Zeit zu einer Gestalt wurde. Saß der General bei seiner Gemahlin im beleuchteten Zimmer, und blickte in die dunkle Nebenstube, so sah er diese Gestalt ins Helle hereinschweben. Oft erblickte er so sein verstorbenes Kind. Am Abend in seinem Schlafkabinett sah er die ganze Gestalt der Tochter im Nachtkleid als Nebelgestalt vom Fußboden empor auf sich zuschweben, seine Füße umfassen. Zu ihr fanden sich dann auch noch zwei kleine Nebelgestalten. Er erblickte in diesen drei Gestalten die Abbilder seiner drei entschlafenen Kinder. Außer diesen drei Gestalten wuchsen gleichsam wie aus der Erde andere nebelhafte Gebilde, die sich vor ihn hinstellten, als wollten sie teilnehmen. Wiederum andere Gestalten zogen in halbliegender Stellung durch die Luft eben dahin, andere folgten, zum Teil, wie es ihm später vorkam, in Viergestalten

nachziehend. Gebilde kamen später von sonderbar bizarrer Art, die Szene verwandelte sich zu einer Landschaft mit herrlichen Bäumen und palmenartigem Strauchwerk mit herrlichem Farbenschmuck und unter einer wechselnden Beleuchtung.

Zu Weihnachten 1854, als er mit seiner Frau zum Besuch der Schwägerin nach Berlin reiste, hatte er dort dieselben Visionen wie in Magdeburg, im Gegentheil, die Erscheinungen waren geschäftiger, unruhiger. So wurde von ihnen sein Bett durch Florbehänge vom Licht abgesperrt, sein Kopf sogar einmal von einem schwarzen Schleier völlig umwickelt, so daß er ganz im Dunkeln lag. Ihm schien, als sei ein Widerstreit unter den Gestalten. Die einen suchten sich ihm zu nähern, andere jene entfernt zu halten; auch häßliche Gestalten stellten sich ein. Zwei Erscheinungen, eine weiße und eine schwarze wechselten sich regelmäßig darin ab, an sein Bett zu treten, Gesten des Kammers zu machen und sich dabei gegen das Schlafzimmer der Kranken Schwägerin zu wenden. Merkwürdigerweise starb diese wenige Tage darauf.

Als sie nach Magdeburg zurückgekehrt waren, zeigten sich die gewohnten Erscheinungen weiter.

Einmal aber geschah etwas Besonderes. Am 11. April 1855, früh morgens fünf Uhr, erwachte Steinmetz. Plötzlich trat ein Phantom aus der Gestaltenwelt heraus und kam an ihn heran. Das ganze Bild hatte nichts Bedrohliches, aber auch nicht entfernt etwas Ideales. Den General ruhig ansehend, bewegte es eifrig die Lippen, plötzlich aber sprach es, langsam, ganz deutlich vernehmbar die Worte: „Noch zwei Vierteljahre, so bist du tot!“ — Steinmetz in seiner Ueberraschung sagte: „So!“ — Das Gebilde war weg! Er stand auf und schrieb sogleich das Gehörte auf seine Schreibtisch. Da er von je von aller Todesfurcht frei war, verlor er seine Besonnenheit nicht. Er teilte sich niemanden als einem Freunde mit, einem höheren Offizier, mit dem er wenige Tage später in Berlin zusammentraf. An dem prophezeiten Tag hielt er sich im Hause auf und unterließ sogar den gewöhnlichen Ausritt, um in Ruhe und Ernst den Tod abzuwarten, wenn Gott ihm denselben etwa beschieden hätte. Seine Frau ließ er verreisen, ohne ihr etwas zu sagen. — Aber der Tag verlief und es ereignete sich nichts. Zeit seines Lebens aber versicherte Steinmetz, daß die damalige Ankündigung seines Todes auf keiner Täuschung beruht hätte.

Steinmetz war stets frei von Exaltation und Illusionen, frei von Aberglauben und hatte sich nie irgendwelcher mystischen Lektüre hingegeben.

Sein scharfer praktischer Verstand ließ ihn im Gegenteil den Dingen auf den Grund zu gehen. Während diesen Erscheinungen beobachtete er sich selber mit kritischer Kälte, und unterschied genau, daß das was er sah, kein Spiel der Phantasie war, sondern ein Bild, das vor sein äußeres Auge getreten. So glückte es Steinmeh sich ruhig zu verhalten, gelassen mit seiner Umgebung über diese Dinge zu sprechen und die Phänomene in ihren Veränderungen im Laufe der Zeit kritisch zu beobachten.

Theodor Fontane schrieb in seinem Werk: „Der deutsche Krieg 1866“, Berlin 1871, Bd. I, S. 228, eine kurze Biographie des Feldmarschalls Steinmeh, in der er unter anderem ausführt: „Gleich im ersten Jahr seines Magdeburger Aufenthaltes verlor er seine einzige erwachsene Tochter. Er war tief erschüttert. — Bald nach dem Tod der Tochter stellten sich bei dem General visionäre Zustände ein, die zu den mannigfachen Befürchtungen Anlaß gaben, wiewohl der davon Betroffene sich über sich selbst ganz klar war und ohne Aufregung diese Visionen prüfte. Alles was er sah, mußte ihm umso merkwürdiger erscheinen, als er bei kritisch überlegendem Verstand Dinge wahrnahm, die er sonst nur bei Personen im Zustand höchster Exaltation für möglich gehalten hätte. Er hatte bis dahin, — das sei eigens hervorgehoben —, über Erscheinungen eines eigenartigen Seelenlebens weder gelesen, noch ernstlich nachgedacht. Erst als er später mannigfache, diese Frage behandelnde Schriften kennen lernte, war er erstaunt über die sich ihm darbietende Übereinstimmung mit seinen eigenen Erlebnissen.“ Wie Brachvogel schreibt, kam Fontanes Buch auch in die Hände des Feldmarschalls. Auf's äußerste überrascht, daß seine Visionen nun auch der Öffentlichkeit bekannt gemacht wurden — es war im Jahre 1871 — erklärte er Fontanes Ausführungen nicht nur für richtig, gab nicht nur hievon Beweise, sondern erklärte auch, daß er diese Visionen — bei völliger Gesundheit, Frische und Heiterkeit — noch bis zur Stunde habe.

A. E. Brachvogel, Die Männer der neuen deutschen Zeit. Eine Sammlung von Biographien, Hannover 1874, 3. Bd., S. 62—157.

Karlsbader Sprudel

Kaiser Wilhelm I., geboren am 22. März 1797 in Berlin, gestorben am 9. März 1888 daselbst, 1861 König von Preußen, ab 1871 in Personalunion deutscher Kaiser.

Der König war 1863 von einem Nierensteinleiden befallen. Er konnte geheilt werden, begab sich aber auf Anraten der Ärzte in der zweiten Junihälfte zu einer Kur nach Karlsbad, um eine Wiederholung

des Leidens zu verhindern. Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen, der damals Flügeladjutant des Königs war, und diesen dorthin begleitete, erzählt in seinen „Aufzeichnungen aus meinem Leben“ folgenden Traum des Königs, der sich teilweise bewahrheitete:

„Wenn [der König] früh zum Sprudel ging, um dort seinen Becher zu holen, überreichte ihm denselben immer ein hübsches junges Mädchen und fügte einen Strauß Blumen hinzu, die der König immer freundlich annahm.

In einem Morgen fehlte das Mädchen und ein alter Mann gab dem König den Becher. Letzterer stutzte und fragte, wo das Mädchen sei. Sie war nicht wohl und fehlte nur für heute. Der König trank ruhig seine vorgeschriebene Zahl Becher und sagte dann zu Steinacker, der an diesem Tage den Dienst hatte, bei der großen Promenade: „Es ist doch gar zu dumm, daß man sich durch Träume berühren läßt. Heute Nacht träumte ich, das Mädchen fehle am Sprudel, und an ihrer Stelle gebe mir ein alter Mann den Becher. Der Becher sei vergiftet gewesen. Ich habe mich ordentlich vor mir selber geschämt, daß ich einen Augenblick vorhin stutzte, als das Mädchen wirklich durch einen alten Mann vertreten war.“

„Kein anderer an des Königs Stelle hätte nach solchem Traume, von dem die erste Hälfte eintraf, den Sprudel ruhig getrunken“, setzte Hohenlohe seinem Bericht hinzu. — Die Traumvorstellung mit dem vergifteten Becher dürfte im übrigen nicht ohne Ursache gewesen sein. In diesem Sommer hatte eine Anarchistengruppe im Ausland die Ermordung des Monarchen beschlossen, glücklicherweise konnte aber jener Anschlag verhindert werden. Diese Absicht war natürlich auch dem König bekannt.

Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, „Aus meinem Leben“, Berlin 1905, II 337.

Sonderbare Konstruktionslösung

Alfred Krupp, geboren am 26. April 1812 in Essen, gestorben am 14. Juli 1887 daselbst, hat das Werk zur damals größten Gußstahl- und Geschützfabrik der Welt entwickelt.

Vom alten Krupp wird erzählt, daß er sich einmal wochenlang mit einer besonderen Konstruktionsberechnung herumplagte, ohne sie lösen zu können. Auch während einer längeren Eisenbahnfahrt rechnete er daran herum, bis er verärgert und ermüdet einschlief. Als er nach ein-

ger Zeit erwachte, und das auf seinem Schoß ruhende Papier betrachtete, stand die fertige Lösung darauf — sie war mit seiner eigenen Handschrift niedergeschrieben.

Erich v. Czernin-Dirkenau, Das geheimnisvolle Unterbewußtsein, Siegmars 1921, S. 16.

Clairvoyance

Carl Schurz, geboren am 2. März 1829 in Liblar bei Köln, gestorben am 14. Mai 1906 in New York, mußte nach Beteiligung an der 48er Revolution aus Deutschland in die Schweiz fliehen und wanderte von dort nach Amerika aus, wo er zu den höchsten Staatsämtern gelangte.

Bei seinem Aufenthalt in Paris im Jahre 1851 machte Schurz durch seinen Freund Strodttmann die Bekanntschaft eines dänischen Marine-malers, der sich für „Clairvoyance“ lebhaft interessierte. Er behauptete eine Hellseherin zu kennen, die Außerordentliches leiste, und forderte die beiden auf, ihn zu begleiten und sich von ihren wunderbaren Fähigkeiten zu überzeugen. Am verabredeten Abend aber wollte Schurz gerade die Stadt auf einige Tage verlassen, um einer Einladung nach London zu folgen. Strodttmann trat zu ihm ins Zimmer, als er gerade seine Sachen packte, und sprach sein Bedauern darüber aus, daß er nicht mit ihm zu jener „Clairvoyancevorstellung“ gehen könne.

„Da nun Strodttmann sich auf kurze Zeit aus meiner Wohnung entfernte, um später zurückzukehren und mich zum Bahnhof zu begleiten, so kam mir der Gedanke, ich könnte doch vielleicht zur Prüfung der Hellseherin meinen Beitrag liefern. Ich schnitt mir ein Büschel Haare ab, legte ihn in ein zusammengefaltetes Papier und steckte dies in einen Briefumschlag, den ich versiegelte. Dann riß ich von einem Briefe, den ich an demselben Morgen von dem ungarischen General Klapka, dem berühmten Verteidiger der Festung Komorn, empfangen hatte, einen Kleinen, das Datum enthaltenden Streifen ab, legte diesen Streifen ebenfalls in ein zusammengefaltetes Papier und steckte auch dieses in einen Briefumschlag, den ich gleichfalls mit Siegellack verschloß. Nachdem Strodttmann zu mir zurückgekehrt, gab ich ihm die beiden Kuverte, ohne ihn von deren Inhalt zu unterrichten, und bat ihn, diese in die Hände der Hellseherin zu legen mit dem Ersuchen, daß sie eine Beschreibung des Aussehens, des Charakters, der Vergangenheit und des zeitweiligen Aufenthaltes der Personen geben möge, von denen die in den Kuverten verborgenen Gegenstände herrührten. Dann reiste ich ab.

Wenige Tage später empfing ich von Strodttmann einen Brief, worin dieser mir folgendes erzählte: Die Hellseherin nahm eines meiner Kuverte in die Hand und sagte, dieses enthalte Haare von einem jungen Manne, der so und so aussehe. Sie schilderte meine äußere Erscheinung aufs genaueste und setzte hinzu, daß dieser junge Mann durch ein kühnes und glücklich gelungenes Unternehmen weit bekannt geworden sei und viel Beifall gewonnen habe, und daß er sich augenblicklich jenseits eines tiefen Wassers in einer großen Stadt und in einem Kreise heiterer Menschen befinde. Dann gab sie eine Beschreibung meines Charakters, meiner Neigungen und meiner geistigen Eigenschaften, die, wie ich sie so schwarz auf weiß vor mir sah, mich aufs höchste überraschte...

Was die Hellseherin über das andere, Klapkas Handschrift enthaltende Kuvert sagte, war kaum minder auffallend. Sie schilderte den Schreiber der darin befindlichen Buchstaben und Ziffern als einen schönen, bärtigen Mann mit blühenden Augen, der einst eine mit Bewaffneten gefüllte und von Feinden umlagerte Stadt regiert habe. Die Schilderung seiner Person, seiner Vergangenheit und auch seines Charakters, soweit ich diesen kannte, war durchaus richtig. Aber als die Hellseherin nun hinzusetzte, dieser Mann befinde sich zurzeit nicht in Paris, sondern in einer nicht sehr weit entfernten Stadt, wohin er gereist sei, um eine ihm sehr liebe Person zu sehen, da dachte ich sie doch auf einem Irrtum ertappt zu haben. Einige Tage später kehrte ich nach Paris zurück und, kaum dort angekommen, begegnete ich dem General Klapka auf der Straße. Ich fragte ihn sogleich, ob er, seit er mir zuletzt geschrieben, beständig in Paris gewesen sei, und war nicht wenig erstaunt, von ihm zu hören, er habe vor kurzem einen Ausflug nach Brüssel gemacht und sich dort nicht eine ganze Woche aufgehalten. Und die liebe Person, die er dort gesehen haben sollte? Ich erfuhr von einem intimen Freunde Klapkas, der General sei nach Brüssel gegangen, um mit einer Dame zusammenzutreffen, von der man sagte, daß sie sich mit ihm verheiraten werde. Die Hellseherin behielt also in jedem Punkte recht.“

„Dieser Vorfall war mir in hohem Grade rätselhaft“, schreibt dann Schurz, indem er sich mit dem Phänomen noch auseinandersetzt. „Je mehr ich mir die Frage überlegte, ob die Hellseherin von dem Inhalt der Kuverte irgendwelche Kenntnis erhalten, oder irgend einen Anhaltspunkt gehabt haben könnte, um ihn zu erraten, um so verneinender fiel die Antwort aus. Strodttmann selbst wußte nicht, was ich in die Kuverte eingeseigelt hatte. Von dem Briefe Klapkas an mich hatte

er nicht die geringste Kenntnis... Aber selbst wenn er — was mir gänzlich undenkbar war — mit der Hellseherin im Einverständnis gehandelt hätte, oder wenn er, ohne es zu wissen, verraten hätte, von wem die Kuberte gekommen seien, so würde dadurch nicht das Rätsel gelöst worden sein, wie die Hellseherin meinen Charakter, meine Neigungen und meine Geistes Eigenschaften viel genauer, treffender und feiner hätte beschreiben können, als dies Strodtmann jemals möglich gewesen wäre...“

„Sie werden Senator sein“

Im Jahre 1865, nach Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges, an dem sich Carl Schurz bekanntlich als General beteiligte, wurde er vom neuen Präsidenten Johnson, dem Nachfolger des ermordeten Lincoln, eingeladen, ihn im Weißen Haus aufzusuchen. Auf dem Wege nach Washington fuhr er nach Philadelphia, von wo er den Nachzug zur Weiterreise benützen wollte. Über seinen kurzen, aber sehr erlebnisreichen Aufenthalt berichtet er:

„In Philadelphia verbrachte ich den Abend bei meinem vertrauten Freunde Dr. Liedemann, dem Sohne des bedeutenden Professors der Medizin in Heidelberg und Bruder jenes Obersten Liedemann, dessen Adjutant ich 1849 bei der Belagerung von Rastatt gewesen war. Liedemanns Gattin war eine Schwester von Friedrich Hecker, dem bekannten deutschen revolutionären Führer, der in unserem Kriege hervorragende Dienste als Offizier der Union leistete. Meine Freunde hatten im Bürgerkriege zwei Söhne verloren. Frau Liedemann, eine sehr intelligente Dame mit lebhafter Phantasie, trug schwer an dem Verlust. Sie lernte damals einen Kreis von Spiritisten kennen, und es wurden ihr „Kundgebungen“ ihrer Söhne übermittelt, die sie so rührten, daß sie eine gläubige Anhängerin des Kreises wurde... Gerade heute abend sollte eine „Seance“ stattfinden. Die eine Tochter, ein bildschönes, temperamentvolles Kind von fünfzehn Jahren, hatte auffallendes Talent zum Medium gezeigt. Ein Kreis wurde um den Tisch gebildet, und wir gaben uns die Hände. Plötzlich begann sie heftig zu zittern, ihre Finger bewegten sich krampfhaft, sie ergriff einen ihr dargebotenen Bleistift und schrieb wie von unwiderstehlicher Macht getrieben in zuckenden Bewegungen die Mitteilungen auf, welche die gerade anwesenden Geister ihr auftrugen.“

Man „zitierte“ unter anderen auch den „Geist Lincolns“. Folgen wie weiter Schurz's Ausführungen:

„Nach einigen Minuten schrieb das Mädchen, er sei gegenwärtig. Ich fragte, ob er wisse, in welcher Absicht Präsident Johnson mich nach Washington berufen habe. Die Antwort lautete: ‚Er wünscht, daß Sie eine wichtige Reise für ihn unternehmen.‘ Ich fragte wohin. Antwort: ‚Das wird er Ihnen morgen sagen.‘ Ich fragte weiter, ob ich die Reise denn unternehmen würde. Antwort: ‚Ja, verfehlen Sie ja nicht, es zu tun.‘ — Ich darf hier wohl einschalten, daß ich selbst damals noch nicht die entfernteste Ahnung hatte, daß es sich um eine Reise handle.“

Ich fragte nun, ob der Geist Lincolns mir noch etwas mitzuteilen habe. Antwort: ‚Ja, Sie werden einst Senator der Vereinigten Staaten sein.‘ Dies erschien mir denn doch so abenteuerlich, daß ich mein Lachen kaum unterdrücken konnte. Ich fragte aber weiter: ‚Für welchen Staat?‘ Antwort: ‚Missouri.‘ Dies war noch geheimnisvoller und stachelte meine Neugierde aufs höchste an. Die Mitteilungen brachen jedoch hier ab. Nichts hätte zu jener Zeit unwahrscheinlicher sein können, als daß ich Senator für den Staat Missouri würde. Mein Wohnsitz war in Wisconsin, und dahin zurückzukehren, war meine feste Absicht. Ich hatte nie daran gedacht, von Wisconsin nach Missouri zu ziehen, und es lag nicht die geringste Veranlassung vor, es je zu tun. Aber ich will nun meiner Erzählung vorgreifen und schon hier erwähnen, daß ich zwei Jahre später mit einem ganz unerwarteten geschäftlichen Anerbieten überrascht wurde, das meine Übersiedelung nach St. Louis notwendig machte, und daß ich im Januar 1868 vom Staate Missouri zum Senator gewählt wurde...“

„Ich habe hier nur meine Erfahrung wiedergegeben und möchte keinerlei Erklärung versuchen“, fügt Schurz seinem Bericht hinzu. „Daß in den beiden Fällen Betrug gewaltet haben sollte, ist nicht anzunehmen; es liegt daher der Schluß nahe, daß auf den menschlichen Geist geheimnisvolle, uns dem Wesen nach noch unbekannte Mächte einwirken können.“

Carl Schurz, Lebenserinnerungen, deutsche Ausgabe, Berlin und Leipzig 1923, I 353 ff., II 409 ff.

Der Geist des Vaters

Colmar Freiherr von der Goltz, geboren am 12. August 1843 in Labiau, gestorben am 19. April 1916 in Bagdad, preußischer Generalfeldmarschall, türkischer Pascha.

Von der Goltz wurde auf dem Gut Biellenfeld bei Labiau in Ostpreußen geboren. Bald nachher mußte das Gut wegen wirtschaftlicher Bedrängnis verkauft werden; sein Vater übernahm ein kleineres Gut,

Fabiansfelde, unweit Königsberg. Auch dort wurde die Lage der Familie immer schlechter; dazu kam noch der Tod des Vaters, als der junge Colmar sechs Jahre alt war.

An dieses traurige Ereignis knüpft sich ein seltsames Erlebnis des Knaben, das Goltz — wie Bernhard von Schmuterlöw, sein Freund und Biograph, versichert — oft erzählte und von dessen Wirklichkeit der Feldmarschall sein Leben lang fest überzeugt war.

Sein Vater war nach Danzig gereist, um dort Verwandte seiner Frau zu besuchen. Eines Tages sah ihn nun der Knabe ganz deutlich von Groß-Lauth her zu Fuß über das Feld kommen und ihm zuwinken. Der junge Colmar lief ins Haus und rief: „Der Vater kommt! Er kommt von Leuth her übers Feld!“ — Obwohl es allen unglaublich schien, daß Vater Goltz so bald schon vom fernen Danzig zurück sein sollte, gingen doch alle Anwesenden hinaus, aber es war niemand zu sehen. Der Knabe aber blieb dabei: „Der Vater ging dort übers Feld, ich habe ihn deutlich gesehen!“ . . .

Am nächsten Tag kam die Nachricht, der Freiherr wäre in Danzig ganz unerwartet an der Cholera gestorben, — am gleichen Tag und genau zur selben Stunde, als sein Sohn ihn gesehen hatte.

„Aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Frhr. von der Goltz-Pascha“. Nach Briefen an s. Freund Bernhard von Schmuterlöw, Berlin u. Leipzig 1926, S. 7/8.

Nancos Lebensbaum

Helene von Dönniges, geboren am 21. März 1845 in München, gestorben am 3. Oktober 1911 daselbst, Schauspielerin, auch schriftstellerisch tätig.

Helene von Dönniges, die sich nach dem Tod ihres Freundes Lasalle mit dem Bojaren Nanko von Racowitza verheiratete — demselben, dessen unglücklicher Schuß Lasalle im Duell tötete —, wurde auf dem Gute ihres Mannes in der Walachei getraut. Von dem merkwürdigen Vorfall, der sich dabei ereignete, berichtet sie:

„Während des langen Trauungszeremoniels nach dem griechischen Ritus im Kirchlein, verdunkelte sich draußen der Himmel. Schwere Gewitterwolken zogen auf und bald folgte Blitz auf Blitz — da plötzlich ein gewaltiger Donnerschlag! — wir alle standen geblendet und erschreckt — der Blitz hatte dicht vor dem Kirchlein in einen Baum — den nächsten von drei gleichen, eingeschlagen — und den Stamm mit-ten entzwei gespalten.

Es entstand ein Gemurmel in und um das Gotteshaus —, ‚böses Omen!‘ — ‚die arme junge Frau!‘ — wurden Stimmen laut —

denn der gesplattene Baum war Nancos Lebensbaum! Sein Vater hatte bei der Geburt seiner drei Kinder je einen jungen Baum — einen neben den andern, auf dem Kirchhügel gepflanzt. Sie hatten sich alle gut entwickelt — jetzt lag der jüngste gefällt am Boden. Uns beiden wurde dies eigentümliche Ereignis von den Verwandten aus dem Gedächtnis gescherzt — aber das Omen hat sich erfüllt . . .“ Nicht lange darauf starb Nanco.

Helene von Racowitza (Helene von Dönniges), Von Anderen und mir, Erinnerungen aller Art, 4. Auflage, Berlin 1910, S. 141/2.

Im Bann des Jettatore

Jean Jacques Offenbach, geboren am 21. Juni 1819 in Köln, gestorben am 5. Oktober 1880 in Paris, Komponist und Kapellmeister.

In Wien und Paris hielt man Offenbach für einen gefährlichen Jettatore, also einen mit dem Bösen Blick Behafteten. So schrieb man den Tod der Sängerrinnen Livry und Frasny seiner angeblichen unheimlichen Macht zu. Die erstere kam in der Oper bei dem Ballett „Der Schmetterling“ in den Flammen um; die letztere verlor bei der Generalprobe des „Schäfers“ durch eine Gasexplosion ihr Leben. Zu beiden Wecken hatte Offenbach die Musik geschrieben. Ja, zuletzt glaubte man den verführerischen Klängen der gesamten Offenbach'schen Musik eine Bezauberung, besonders der Frauen, durch eben den Bösen Blick nachsagen zu müssen.

Der Termin der Pariser Uraufführung der Oper „Hoffmanns Erzählungen“ mußte mehrmals verschoben werden, darüber starb der Komponist. Bald darauf wurde die Erstaufführung am Wiener Ringtheater angelegt. Aber die Reihe der Wiederholungen, die man ihr voraus sagte, verwandelte sich in eine lange Reihe von Leichenwagen: am 8. Dezember 1881 brach im Ringtheater der furchtbare Brand aus, der viele Menschenleben forderte. Seit dieser Zeit beherrschte das Publikum eine abergläubische Furcht vor dieser gespenstischen Oper und erst fünfundsiebenzig Jahre später getraute man sie in Berlin wieder anzuführen.

Bei einer Soiree bei einer angesehenen Familie in Poitou machte Offenbach einem jungen Mädchen Komplimente über ihre Toilette: einige Augenblicke darauf fing ihr Kleid Feuer. Jedesmal wenn er bei einem seiner Freunde, einem bekannten Gelehrten musizierte, zerbrach ein Lampenglas, oder wurde ein Kleid zerrissen.

Noch lange Zeit nach Offenbachs Tod wagten manche seinen Namen nicht auszusprechen, ohne dabei Zeigefinger und kleinen Finger auszu-

strecken — die bekannte unheilabwendende Hörnergeste gegen den Bösen Blick.

Der französische Schriftsteller und Kunstkritiker Theophile Gautier, soll sich vor dem Bösen Blick Offenbachs so gefürchtet haben, daß er sich nicht einmal entschließen konnte, dessen Namen zu schreiben. Musste er über eines der Werke des Meisters berichten und ihn dabei mit Namen nennen, so ließ er auf dem Papier eine Lücke, die er dann von einer seiner Töchter ausfüllen ließ.

(Augenarzt Dr.) S. Seligmann, Die Zauberkraft des Auges und das Berufen, Berlin 1910, I 118.

Der Geist der Verstorbenen

Sir Henry Morton Stanley, eigentlich John Rowlands, geboren am 28. Januar 1841 in Denbighes (Wales), gestorben am 10. Mai 1904 in London, englischer Afrikaforscher.

Der junge Stanley kam, der Hölle seiner in England verlebten Kindheit entronnen, nach Nordamerika, wo er bei Ausbruch des Bürgerkrieges in den Reihen der konföderierten Armee gegen die unierte kämpfte. In der Schlacht von Shiloh geriet er in Gefangenschaft und wurde in ein Lager bei Chicago gebracht. Er erzählt folgendes Erlebnis:

„Am 16. April [1862] kehrte ich, nach Beendigung des Morgendienstes, — Verteilung der Rationen, Befriedigung der Küche und Beaufsichtigung des Reinemachens, — zu meinem Platz zurück und lagerte mich neben meinem Freund Wilkes in einer Stellung, daß ich eine Hälfte des Raumes übersehen konnte. Ich tauschte einige Bemerkungen mit ihm über die kartenspielenden Gruppen uns gegenüber aus, als ich plötzlich einen leichten Schlag im Nacken verspürte und sogleich das Bewußtsein verlor. Im nächsten Augenblick erblickte ich deutlich das Dorf Tremethion und die grünen Hügelhänge von Hira-dogg [in der englischen Grafschaft Wales] vor mir, während mir zumute war, als schwebte ich über die krähenbevölkerten Wälder von Brynbella immer näher darauf zu. Da glitt ich auch schon in das Schlafzimmer meiner Tante Mary. Meine Tante lag im Bett und war offenbar auf den Tod krank. Ich stellte mich neben das Bett, sah mich den Kopf hinunterbeugen und mich ihren ersterbenden Worten lauschen, die voller Bedauern klangen, voller Reue und Gewissensbisse, daß sie nicht so freundlich zu mir gewesen wäre, wie sie hätte sein sollen, oder wie sie es so gern gewesen wäre! Ich streckte meine Hand

aus und fühlte den Druck der langen hageren Hände der sterbenden Frau, hörte ‚Lebewohl‘ murmeln und erwachte unmittelbar darauf. Mir war, als habe ich das alles erlebt und dabei die Augen zugehabt. Ich kauerte noch in derselben zurückgelehnten Haltung, die Gruppen gegenüber waren noch in ihr Spiel vertieft und auch Wilkes saß wie vorher neben mir. Nichts war verändert... Am nächsten Tag starb meine Tante Mary in Fynnon Beuno!“

„Ich glaube“, fährt Stanley fort, „daß jedes menschliche Wesen seinen zu ihm gehörenden, unsichtbaren Begleiter hat, — ein blitzschnelles seltsames Wesen, das sich dem Gemüt nur auf geheimnisvolle Art, durch Eingebung im Schlafen oder Wachen mitteilt. Wir sind zu plump organisiert, um die wahre Bedeutung des Träumens, eines Traumes, einer Vision oder Vorhersehung verstehen zu können, um die wahre Quelle einer Seelenwarnung und ihren tieferen Sinn zu erraten. Wir stehen vor der Tatsache, daß wir solche Erlebnisse haben, solche flüchtige Erscheinungen von Ereignissen, von Persönlichkeiten; so oft uns solch unerklärliches Zusammentreffen aber auch überrascht, selten oder nie gelingt es uns, das tiefe Geheimnis zu ergründen. Der flinke Seelenbote erregt ein Bild, läßt den Schläfer eine Vision erblicken; das ist aber auch alles; denn wenn es, zwischen den Träumen und Wirkungen eines kränklichen oder zweifelnden Gemüts, die auch oft genug vorkommen, selbst geschieht, daß die Vision das getreue Abbild eines Tausende von Meilen weit fort so eben eintretenden oder zukünftig wirklichen Ereignisses ist, so bleibt uns gleichwohl meist nichts anderes übrig, als hoffnungslos darüber nachzugrübeln, was eigentlich vor sich ging und was es bedeutete, — denn rein nichts bietet sich, woran menschlicher Verstand sich gewißlich halten könnte.“

Henry Morton Stanley, Mein Leben, deutsche Ausgabe, München 1911, Bd. I, S. 361—364.

Die Erscheinung des Selbstmörders

Carl Peters, geboren am 27. September 1856 in Neuhaus a. d. Elbe, gestorben am 10. September 1918 in Bad Harzburg, Afrikaforscher u. Kolonialpolitiker.

Im Jahre 1881 wurde Carl Peters zu einem Besuch bei seinem Onkel, dem angesehenen Komponisten Karl Engel, nach London eingeladen, lehnte aber einen Auftrag, ins englische Kolonialamt einzutreten ab und kehrte, nachdem er die Wintermonate in England zugebracht, 1882 wieder nach Deutschland zurück. Im gleichen Jahre erlebte Peters folgendes:

„Ich kam am Sonntag in der Frühe von einem Ball ... nach Haus und fand dort folgende lakonische Drahtmeldung: «Come at once Carl Engel found dead». Um 10 Uhr saß ich im Eisenbahnzug Blythingen-London. Am Montag Morgen gegen 8 Uhr bei dichtem Nebel traf ich auf Victoria-Station ein, und fuhr sofort nach Addison Road, wo ich alle Einzelheiten des tragischen Ereignisses feststellte. [Karl Engel hatte sich das Leben genommen.] Ich ließ gleich auch den Rechtsanwalt des Verstorbenen, Mr. Kirby, aus Leicester kommen, und wir stellten ... fest, daß ich zum Testamentsvollstrecker meines Onkels ernannt sei ... Ich werde niemals die Empfindungen vergessen ... mit denen ich mich am Abend dieses Tages allein in den gewohnten lieben Räumen fand. Die Dienerschaft hatte das Haus nach dem tragischen Ereignis verlassen; ich hatte mir mein Bett im Salon meines verstorbenen Onkels aufschlagen lassen, inmitten seiner vielen Instrumente und Sammlungen; über mir ruhte die Leiche auf meinem früheren Bett ... im Kamin brannte ein helles Feuer. Ein kaltes Souper war auf einem Seitentisch für mich aufgestellt.

Ich schrieb bis 10 Uhr Briefe und legte mich dann nieder, nach zwei durchwachten Nächten. Schlaf! Schlaf! Aber die Flamme des Kaminspiels spielte entlang den Wänden, bald diese, bald jene Fraße hervorzaubernd. Ich konnte nicht einschlafen. Um Mitternacht hörte ich über mir ein Geräusch. Ich nahm ganz deutlich wahr, wie jemand sich auf meinem Bett bewegte, dann sich erhob. Ein Schritt, wie auf Fußsohlen, ging über den Fußboden meines früheren Schlafzimmers. Dann öffnete sich oben die Tür und jemand kam die Treppe herunter, auf die Tür des Salons zu, in welchem ich lag. Ich erhob mich im Bett und ergriff die Feuerzange neben mir. Mein Haar muß emporgestiegen sein. Dann tappte eine Hand von außen über die Tür zu meinem Zimmer bis zum Griff; dieser Griff drehte sich, und die Tür ging auf. In derselben stand mein Onkel mit einer Kerze in der Hand, im Schlafrock, in welchem ich ihn am Morgen auf seinem Lager gesehen hatte; ich nahm sogar den roten Streifen um sein Genick wahr, der mich am Morgen entsetzt hatte. Ich war aufgerichtet im Bett, voll Grauen; er stand 15—20 Sekunden in der Tür, lächelnd. Dann schloß sich die Tür, ich hörte den Schritt die Treppe zurückschlüpfen, die Tür oben öffnete und schloß sich; der Körper streckte sich wieder auf dem Lager über mir aus, und alles war still. Die Erklärung überlasse ich der psycho-research society.“

Carl Peters, Die Gründung von Deutsch-Ostafrika, Berlin 1906, S. 2, 11/12, 22—24.

Der Tod im Wasser

Bernhard von Gudden, geboren am 7. Juni 1824 in Cleve, ertrank am 13. Juni 1886 im Starnberger See, Professor der Psychiatrie in Zürich, später in München, Leibarzt des bayrischen Königs Ludwig II.

Der königl. bayr. Leibarzt Dr. von Gudden träumte vor seiner Abreise nach dem Schloß Hohenschwangau, wohin er sich zur Betreuung des geisteskranken bayerischen Königs Ludwig II. zu begeben hatte, daß er ertrinkt und im Wasser mit einem Menschen kämpft. Er erzählt diesen Traum seiner Frau. Wenige Tage später findet man Gudden's Leiche auf dem Grund des Starnberger Sees bei Schloß Berg. Er wollte den König hindern, den Tod im See zu suchen und ertrank dabei mit ihm am 13. Juni 1886.

Charles Richet, Grundriß der Parapsychologie ... deutsche Ausgabe, Stuttgart. 1924, S. 279.

„Der König ist tot“

Francisco Serrano y Dominguez, geboren am 17. Dezember 1810 auf der Insel León bei Cádiz, gestorben am 26. November 1885 in Madrid, spanischer Marschall und Staatsmann, führte 1874 einen Staatsstreich gegen die spanische Republik und übernahm selbst die Regentschaft bis zur Thronerhebung Alfons XII. (1876).

Die Witwe des Marschalls Serrano berichtete an Camille Flammarion folgende interessante Begebenheit, die sich beim Tode ihres Mannes im Jahre 1885 zugetragen hat.

„Seit zwölf Monaten zehrte eine schleichende Krankheit am Leben meines Mannes. Als sein Ende herannahte, begab sich unser Neffe, General Lopez Dominguez, zum Präsidenten des Ministerrates, Herrn Canovas, um die Erlaubnis zu erwirken, daß Serrano, wie alle Marschälle, in einer Kirche begraben werde. Der König, der im Prado sich aufhielt, verweigerte diese Erlaubnis, fügte aber bei, er werde seinen Aufenthalt im Prado bis nach dem Begräbnis verlängern, damit in Madrid das Leichenbegängnis mit allen dem Marschallsrang gebührenden militärischen Ehren stattfinden könne.

Die Leiden des Marschalls vergrößerten sich von Tag zu Tag; er konnte nicht mehr liegen und mußte in einem Lehnstuhl sitzen. Eines Morgens steht mein Mann plötzlich auf, (er war infolge Morphiumgenusses so gelähmt, daß er nur mit Hilfe mehrerer Personen sich bewegen konnte), und mit tiefer Stimme, wie er sie nie im Leben hatte, ruft er in das Morgengrauen hinaus: „Schnell, ein Offizier soll so-

fort nach dem Prado reiten, der König ist tot! Dann sinkt er erschöpft auf den Lehnstuhl zurück. Wir glauben, daß er im Fieber spricht und geben ihm ein Beruhigungsmittel. Einige Minuten nachher steht er wieder auf und sagt leise mit schwacher Stimme: „Meine Uniform, meinen Degen; der König ist tot!“ Es war sein letztes Lebenszeichen...

Diese Vision über den Tod des Königs von einem Sterbenden... war wahr. Um andern Morgen erfuhr ganz Madrid, daß der König [Alfons XII.] im Prado gestorben war. Der königliche Leichnam wurde nach Madrid gebracht. Serrano erhielt nicht die ihm gebührenden Ehren, denn wenn der König in Madrid ist, gebühren diese ihm allein.

War der König selbst meinem Mann erschienen? Der Prado ist weit von Madrid entfernt und mein Mann hat sein Geheimnis mit ins Grab genommen.

Comtesse de Serrano,
duchesse de la Torre.“

Camille Flammarion, „L'Inconnue“, deutscher Titel: „Rätsel des Seelenlebens“, übersetzt v. Gustav Meyrink, Stuttgart 1924, S. 320/1.

Spuk im Winterpalais

Zar Nikolaus II. von Rußland, geboren am 18. Mai 1868 in St. Petersburg, bestieg 1894 den Thron, ermordet am 16./17. März 1918 in Jekaterinburg.

Gräfin Vera Branitzkaya, Hofdame der letzten Zarin, berichtete ein Spukerlebnis des Zaren Nikolaus II. im Petersburger Winterpalais, das dieser am dortigen Hof folgendermaßen erzählt hätte:

„Ich las sehr spät am Abend in den Zeitungen in meinem Arbeitszimmer, als ich plötzlich eine gedämpfte Stimme zu hören glaubte und ein schweres, lautes Atmen im Nebenzimmer. Den Tag über halten sich dort mein Sekretär und die Pagen auf, aber des Nachts steht da ein Posten. Ich sprang auf und öffnete hastig die Tür. Und was ich da sah, ließ vor Entsetzen fast mein Blut erstarren. In der Mitte des schwach erleuchteten Raumes stand ein offener Sarg, und in ihm lag mein verstorbener Vater [Zar Alexander III. (1881—1894)], genau, wie ich ihn das letztemal in der Peter- und Paul-Kathedrale gesehen hatte. Auf dem Sarg und dem Fußboden um ihn herum lagen schwere Kränze, und am Kopfende stand ein hoher Kandelaber, auf dem ein Wachslicht brannte. Aber der Körper befand sich in einer halb sitzenden Stellung, und die geschlossenen Augen, in dem blauen verzerrten

Gesicht, waren dem Haufen Kränze zugewandt. Ein scharfer, entsetzlicher Geruch wie aus einer Gruft erfüllte den Raum. Ich starrte wie hypnotisiert auf diese furchtbare Szene und sah ganz deutlich, wie sich der Körper auf und nieder bewegte, während eine dumpfe hohle Stimme von irgendwo hinter mir herkam. Ich drehte mich um und bemerkte die zu Tode erschrockene Schildwache mit dem Gewehr in der Hand. Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust; das war alles, wessen er noch fähig war. Ich stand und wußte nicht, was ich tun sollte. Dann plötzlich war mir, als wenn sich der Körper im Sarg bewegte, als wenn er aus ihm heraussteigen wollte. „Stich ihn nieder!“ befahl ich. Der Posten gehorchte. Aber bevor noch das Bajonett den Körper berührt hatte, war er verschwunden und mit ihm der Sarg und die Kränze, der Geruch und der Kandelaber, als wenn alles nur ein Spuk gewesen wäre. Der Posten taumelte zurück und fiel zu Boden — tot! Ich vermochte mich kaum in mein Arbeitszimmer zurückzuschleppen, wo ich erschöpft in einen Sessel sank. Erst nach mehreren Minuten war ich fähig, nach einem Diener zu klingeln. Der Arzt erklärte, daß der Soldat an dem Schrecken gestorben sei, aber was die Erscheinung bedeutete, konnte mir keiner sagen.“

Ein andermal hätte der Zar — wie berichtet wird — in der Nacht aus einem lebensgroßen Bild Nikolaus I. (1825—1855) seinen Urgroßvater aus dem Rahmen heraustreten und auf ihn zukommen sehen. In den meisten Zarenpalais soll es gespuht haben; besonders aber in den Räumen, die der ermordete Zar Alexander II. (1855—1881) im Winterpalais bewohnte, so daß der letzte Zar niemals gewagt hätte, sie zu betreten.

Gräfin Vera Branitzkaya in „Zeit im Bild“, Jg. 1916, Nr. 15.

„W W II.“

Lily Braun, geboren am 2. Juli 1865 in Halberstadt, gestorben am 9. August 1916 in Berlin-Zehlendorf, Tochter des preuß. Generals Hans von Kretschmann, Schriftstellerin, verheiratet mit dem Philosophen Gg. von Gizycky und nach dessen Tod mit dem Sozialpolitiker Heinrich Braun.

„In der ersten Hälfte des Monats Juni 1888 fuhren wir nach Aachen, der Garnison des 53. Infanterieregiments, dessen Chef Kaiser Friedrich war. Das Wetter war so schön, die Stadt und ihre Umgebung so unererschöpflich, daß wir länger blieben, als es der Dienst meines Vaters erfordert hätte.

Um Mittag des 15. Juni 1888 — wir kehrten gerade von einem Spaziergang in unser Hotel zurück — kam ein junger Leutnant atem-

los von der Kaserne und bat uns, ihm so rasch wie möglich dorthin zu folgen. Was er erzählte, war so seltsam, daß wir, wäre es nicht heller Tag gewesen, an seiner Nüchternheit hätte zweifeln dürfen. Ein Zug Soldaten habe, so berichtete er, auf dem Kasernenhof exerziert; kaum sei er abgetreten, als einem der Offiziere von seinem Fenster aus große lateinische Schriftzeichen im Sande aufgefallen seien, die offenbar von den regelmäßig sich wiederholenden Fußstritten herrühren mußten. Man habe inzwischen zu einem Photographen geschickt, um das merkwürdige Phänomen auf der Platte festzuhalten, und „Exzellenz müssen es unbedingt auch in Augenschein nehmen —“ fügte er eifrig hinzu. „Zum Donnerwetter, was ist es denn?“ fauchte mein Vater ihn an. „Es heißt für jeden deutlich —“

„Extrablatt! Extrablatt!“ unterbrachen den ängstlich stotternden Leutnant in diesem Augenblick viele Stimmen. „Heute Morgen elf Uhr ist Kaiser Friedrich gestorben!“ Der junge Offizier wurde leichenbläß. „Elf Uhr?“ wiederholte er langsam. „Um diese Stunde entstand die Schrift!“ Wir traten in den Kasernenhof. Das ganze Regiment schien versammelt und starrete wie gebannt auf den regenfeuchten Platz. Mitten darauf stand in riesigen Lettern:

W W II.“

„Wehe Wilhelm II.“ deutete man später die rätselhafte Inschrift und betrachtete sie als Vorzeichen für den Sturz des letzten Hohenzollernherrschers.

Lily Braun, Memoiren einer Sozialistin,
1. Bd. Lehrjahre, Berlin 1923, S. 312/3.

Die Dame in Grau

Paul von Hindenburg, geboren 2. Oktober 1847 in Posen, gestorben am 2. August 1934 in Neudeck, Generalfeldmarschall der deutschen Armee des ersten Weltkrieges, 1925 zum Reichspräsidenten gewählt.

„Es war zu der Zeit, als Paul von Hindenburg vor dem ersten Weltkriege Kommandierender General in Magdeburg war. Als leidenschaftlicher Jäger kam er gern zu unseren großen, damals berühmten Hasen- und Fasanenjagden nach Ostrau (bei Halle/Saale) und Groß-Weißandt (Anhalt). Auf diesen Jagden wurden an einem Tage meistens mehr als tausend Kreaturen geschossen. Die besten dieser Jagden waren die sogenannten „Fürsten- und Exzellenzenjagden“, bei denen Hindenburg niemals fehlte. Die Gäste kamen gewöhnlich am Tage vor

der Jagd an. Mein Schloß Ostrau, zwischen dem Petersberg und Köthen in Anhalt gelegen, konnte bequem über zwanzig Personen in Einzelzimmern und noch mehr in Doppelzimmern beherbergen, so daß viele der Jäger auch ihre Frauen mitbrachten.

In der Mitte des Schlosses liegt das etwa 20 m hohe Treppenhaus mit einer mächtig anstrebenden, breiten Treppe aus Eichenholz. Auf der Mitte dieser Treppe befindet sich ein großer Absatz von etwa 3—4:10—12 m. In früheren Zeiten war dies der Platz der Musikkapelle, wenn im Saale getanzt wurde.

Zur Zeit des folgenden Berichts hatte Schloß Ostrau noch kein elektrisches Licht, so daß wir abends mit Kerzen oder Lampen in die Zimmer gingen. Nachdem Hindenburg am Vorabend des Jagdtages angekommen und mit einer Kerze über die große Treppe auf sein Zimmer gegangen war, sagte er am nächsten Morgen beim Frühstück zu meinem Vater: „Ich habe gestern Abend, als ich in mein Zimmer ging, auf dem Treppenabsatz eine alte Dame in grauem Kleide, die ich nicht kannte, getroffen. Ich habe mich ihr vorgestellt, doch scheint sie schwerhörig zu sein, da sie hiervon keine Notiz nahm. Ich bitte Sie, mich ihr vorzustellen, wenn sie nachher zum Frühstück kommt.“ Daraufhin klärten wir ihn auf, daß es sich nicht, wie er dachte, um eine Hausgenossin im üblichen Sinne handle, sondern um die sogenannte graue Dame unseres Schlosses Ostrau. Von dieser ist zu sagen, daß — soviel ich weiß — nie ein Mitglied der Familie sie selber gesehen hat. Ihre Anwesenheit im Schloß wurde dagegen regelmäßig und eindeutig von den Hunden angezeigt, denn diese — ich hatte eine berühmte Windspielzucht — wurden bei Dunkelheit oft plötzlich unruhig, standen von ihren Lagern auf und drückten sich ängstlich, zitternd und leise jaulend an meine Beine. Ich bin dann ins Treppenhaus hinausgegangen, in der Hoffnung, der grauen Dame zu begegnen, was aber leider nie der Fall war.

Dagegen haben viele Gäste — etwa in der Art, wie es der Generalfeldmarschall von Hindenburg beschrieb — die graue Dame im Schlosse angetroffen, ohne je auf den Gedanken gekommen zu sein, daß es ein Gespenst wäre. Ich könnte auch nicht sagen, daß die graue Dame nur zu besonderen Gelegenheiten, kurz vor Todesfällen oder anderem erschienen wäre, sondern eigentlich sehr unregelmäßig und ohne Besonderes anzuzeigen.

Dagegen war auf Schloß Ostrau eine alte schöne Standuhr aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, vor welcher meine Vorfahren und ich großen Respekt hatten, weil sie in dem Rufe stand, den Tod oder be-

sondere Ereignisse, die die Mitglieder der Veltheim'schen Familie aus dem Hause Ostrau betrafen, dadurch anzuzeigen, daß sie 13 schlug und dann stehen blieb. Lange Zeit hatte ich diese Uhr in meinem Arbeitszimmer stehen. Während des zweiten Weltkrieges verfehlte sie mich aber derart oft in Angst und Not, daß ich sie auf den Flur vor meinem Arbeitszimmer brachte.“

Dem Verlag mitgeteilt von Dr. H. H. von Veltheim-Ostrau.

Das Traumgesicht des Bischofs

Erzherzog Franz Ferdinand, österr. Thronfolger, geboren am 18. Dezember 1863 in Graz, ermordet am 28. Juni 1914 in Serajewo; durch seine Ermordung wurde der erste Weltkrieg entfesselt.

Der Bischof von Großwardein Joseph von Lanyi träumte am 28. Juni 1914 gegen 4 Uhr morgens, er sehe auf seinem Arbeitstisch einen schwarzgeränderten Brief mit dem Wappen des Erzherzogs Franz Ferdinand, den er in der ungarischen Sprache unterrichtet hatte. In seinem Traum öffnet der Bischof den Brief und sieht an dem Briefbogen oben eine Straße, in die ein Gäßchen einmündet. Der Erzherzog sitzt mit seiner Frau in einem Automobil, ihm gegenüber ein General und auf dem Platz neben dem Chauffeur ein Offizier. Eine Menge umgibt den Wagen, aus dieser Menge treten zwei junge Burschen und schießen auf den Erzherzog und seine Gemahlin. Nun liest der Bischof den Brief, der lautete: „Eminenz, lieber Doktor Lanyi! Ich teile Ihnen mit, daß ich soeben mit meiner Frau in Serajewo das Opfer eines politischen Verbrechens wurde. Gedenken Sie unser in Ihren Gebeten! Serajewo, 28. Juni 1914, 4 Uhr morgens.“ ‚Darauhin‘, schreibt Bischof von Lanyi in einem Brief an seinen Bruder, Jesuitenpater Eduard Lanyi, Professor in Lauskirchen, ‚erwachte ich zitternd, ich sah, daß es 1/25 Uhr war; ich schrieb meinen Traum auf, indem ich die Form der Buchstaben wiedergab, wie sie mir im Brief des Erzherzogs erschienen waren. Um 6 Uhr, als mein Diener hereinkam, fand er mich zitternd, den Rosenkranz betend, an meinem Tische sitzen. Ich sagte sofort zu ihm: ‚Rufen Sie meine Mutter und meinen Gast, damit ich ihnen den düstern Traum, den ich gehabt habe, mitteile.‘ Im Laufe des Tages erhielt ich das Telegramm mit der schrecklichen Nachricht.“

Charles Richet, Grundriß der Parapsychologie . . .
deutsche Ausgabe, Stuttgart 1924, S. 297.

„Feuer! Feuer!“

Charles Richet, geboren am 26. August 1850 in Paris, gestorben am 3. Dezember 1935 daselbst, Professor der Physiologie, Nobelpreisträger für Medizin.

„An einem Winterabend des Jahres 1899 saß ich in der Rue de l'Université arbeitend in meiner Bibliothek. Meine Frau war an diesem Abend mit meiner Tochter Luise in die Oper gegangen. Plötzlich, gegen 10 1/2 Uhr, bildete ich mir ein (zum erstenmal in meinem Leben und ohne daß der geringste Brandgeruch im Zimmer gewesen wäre), daß es in der Oper brenne. Meine Überzeugung war so stark, daß ich: ‚Feuer! Feuer!‘ auf einen Papierschnipsel schrieb. Ohne mich weiter zu beunruhigen, machte ich mich wieder an die Arbeit. Als meine Frau und meine Tochter gegen Mitternacht heimkamen, fragte ich sofort: ‚Hat es gebrannt?‘ Sie waren äußerst überrascht. ‚Nein‘, antwortete meine Frau, ‚es hat nicht gebrannt, aber wir haben große Angst gehabt. In einer Pause stieg plötzlich aus dem Orchester Rauch auf; es gab einen Lärm, ich eilte aus der Loge um zu fragen, was los sei. Man hat mich aber beruhigt und die Vorstellung nahm ungestört ihren Fortgang.‘

Das war nicht das einzige sonderbare Element dieser Kryptästhesie [Vorschau]. In dem Augenblick, als ich auf den Zettel ‚Feuer! Feuer!‘ schrieb, wurde meine Schwester, Frau L. Ch. Buloz, deren Zimmer nur durch eine Tür von dem meinigen getrennt ist, von dem Gedanken ergriffen, es brenne bei mir. Sie geht bis zur Tür; wie sie eben öffnen will, sieht sie ein, daß ihre Furcht nur eingebildet ist, sie hält daher inne und sagt: ‚Nein, ich will wegen dieser Torheit meinen Bruder nicht stören.‘ Meine Schwester und ich hatten also im gleichen Augenblick einen Eindruck von Brandgeruch.“

Charles Richet, Grundriß der Parapsychologie . . .
Stuttgart 1924, S. 224.

Sinnbild des Todes

Giovanni Segantini, geboren am 15. Januar 1858 in Arco, gestorben am 28. September 1899 auf dem Schafberg bei Pontresina, italienischer Maler.

Segantini malte ein allegorisches Bild, das den Tod darstellte: auf einem beschneiten Plateau ein Bauernhaus und vor diesem ein Sarg. Eines Tages träumte der Maler, er selbst liege in dem Sarg, und erzählte den Traum seiner Frau. — Einige Tage darauf erkrankte er

an einer Bauchfellentzündung und nach 13 Tagen starb er. Vor seiner Berghütte bei Mojola im Oberengadin verwirklichte sich nun seine [vorher gemalte] Vision.

Richet, Grundriß der Parapsychologie . . .
Stuttgart 1924, S. 274.

Todesbotschaft

Constantin Meunier, geboren am 12. April 1831, gestorben am 4. April 1905, belgischer Maler und Bildhauer.

Der Kunsthistoriker Meier-Graefe war einst bei dem Bildhauer Meunier zu Gast, als dieser plötzlich aufs höchste erschreckt in eine Ecke des Zimmers blickte. Nachdem seine Frau aus dem Zimmer gegangen war, erklärte Meunier, er wisse nun, daß sein Sohn, der in Westindien weilte, gestorben sei. Am nächsten Tage erhielt er durch ein Telegramm die Bestätigung.

Otto Piper, Der Spuk, München 1922, S. 133.

Psychische Ströme

August Strindberg, geboren am 22. Januar 1849 in Stockholm, gestorben am 14. Mai 1912 daselbst, schwedischer Dichter und Schriftsteller.

„Zwei Liebende erzeugen Ströme von hoher Frequenz, für die es keine Entfernung gibt“, sagt Strindberg im „Blaubuch“. Während des Zusammenlebens mit einer Frau stand er immer in Verbindung mit ihr: „Oft [geschah das] nur durch undeutliche Wahrnehmung, sehr oft aber durch Geruchsempfindungen, die waren aber subjektiv, weil andere sie nicht wahrnehmen konnten. Wenn sie auf der Reise war, fühlte ich, ob sie sich auf dem Dampfer oder im Zug befand; ich konnte die Umdrehungen der Schraube vom Stoßen der Puffer unterscheiden. Zu einer bestimmten Stunde des Tages näherte sie sich mir. Es war fünf Uhr morgens. Als sie einmal in Paris war, änderte sich dieser Besuch auf vier Uhr. Wie ich im Verzeichnis der Zeitunterschiede nachschlug, fand ich, daß die Uhr ungefähr vier in Paris ist, wenn sie bei mir fünf ist. Ein andermal war sie in Petersburg; da traf die Begegnung eine Stunde später ein; und das stimmt. Als sie mich haßte, nahm ich einen Geruch und Geschmack wie von Mortalin wahr; und eines Nachts so heftig, daß ich aufstehen und das Fenster öffnen mußte. Wenn sie wohlwollend meiner gedachte, nahm ich den Duft von Weihrauch, manchmal von Jasmin wahr. Diese Düfte

konnten sich auch in Geschmackswahrnehmungen verwandeln. Wenn sie ohne mich in Gesellschaften war, hatte ich das Gefühl, als sei sie fort. Wenn sich aber das Gespräch um mich drehte, fühlte ich es, ob man gut oder schlecht von mir sprach.“

„Ich brachte eines Abends allein zu Hause zu“, fährt der Dichter fort, „ich wußte nicht, wo sie sich befand, hatte aber das Gefühl, sie sei mir verloren. Als es zehn Uhr vierzig wird, strömt mir ein flüchtiger Duft entgegen. Da sagte ich mir: Sie ist im Theater gewesen! Aber in welchem? Ich nahm die Zeitung des Tages, las die Theateranzeigen und fand, daß ein Theater um zehn Uhr vierzig schloß. Bei der Nachfrage erwies sich das als richtig. In einer Gesellschaft, in der ich mich befand, unterbrach ich mich in einem lebhaften Gespräch mit einem Lächeln. — Worüber lächelst du? — Jetzt fuhr der Südzug in den Hauptbahnhof ein.“

Ein andermal sagte Strindberg: „Jetzt fällt der Vorhang über dem letzten Akt in Helsingfors!“ Und weiter berichtet er darüber: „Ich hörte das Beifallklatschen nach meiner Premiere. Das Gespräch der Leute nach Schluß der Aufführung im Restaurant äußerte sich als Läuten in den Ohren. Das kann ich auch von Deutschland hören, wenn ich dort eine Premiere habe; trotzdem ich nicht im voraus weiß, daß ich gespielt werde. Eines Abends hatte ich mich um halb zehn schlafen gelegt, erwachte um halb zwölf bei einem Duft von Punsch und Tabak und dem Eindruck, daß zwei Bekannte in einem Cafe über mich sprachen. Ich hatte alle Veranlassung zu glauben, ich sei in irgendeiner Weise zugegen, war aber an diese Erscheinung so gewöhnt, daß ich sie dieses Mal nicht nachprüfte.“

„Ich bin so gewohnt, mit meinem Verkehrskreis in Verbindung zu stehen, daß ich es schon gehört zu haben glaube, wenn jemand kommt und etwas Neues erzählt. Es fällt mir schwer, mich überrascht zu fühlen, denn alles Neue ist so wohl vorbereitet. Als ein Kamerad, den ich sechsunddreißig Jahre lang nicht gesehen hatte, aus Kalifornien zurückkam, wußte ich es vorher, hatte von ihm geträumt, erwartete ihn an der Tür, als hätten wir uns gestern getrennt. Wenn ich die Morgenzeitung oder die Post lese, kommt mir alles bekannt vor. Ich frage mich oft, ob ich in irgend einer Form während der Nacht im Postamt oder auf der Redaktion gewesen bin. Durch welches Organ sollte das Bewußtsein denn Eindrücke empfangen können, wenn das Gehirn schläft? Fragt man. Ist für diesen Zweck ein Organ nötig? . . .“

August Strindberg, Ein Blaubuch, ins Deutsche übersetzt von Emil Schering, München 1920, I 206, 209, 210.

Geheimnisvolle Musik

Verner von Heidenstam, geboren am 6. Juli 1859 in Olshammar, gestorben am 20. Mai 1940 in Stockholm, schwedischer Dichter, Nobelpreisträger f. Literatur.

„Heidenstam hatte sich für den Winter ein Rittergut in Södermanland gemietet, das seit vielen Jahren unbewohnt dastand; hier glaubte er ungestört arbeiten zu können. Mitten in der Stille der Nacht wurde er nun oft von einer wunderlichen Musik geweckt, deren Herkunft ein Rätsel blieb. Tonfolge und Tone unterschieden sich von aller Musik, die er je gehört hatte; sie schienen von einem alten eigentümlichen, vielleicht harfenähnlichen Instrumente zu kommen. Die Musik begann, so schien es, in der einen Ecke des Zimmers, und floß nach und nach an die andere Seite über, um endlich durch die Wand zu schwinden. Auch die Frau des Dichters, die sehr musikalisch war, hörte diese geheimnisvolle Musik und konnte sie bald austwendig. Eines Tages, als sie in die Küche trat, trällerte sie die Melodie leise vor sich hin. Erstaunt hielt sie inne, als sie die Augen des Dienstmädchens verwundert auf sich gerichtet fühlte. Es stellte sich heraus, daß auch das Mädchen seit langem die mystische Musik regelmäßig nachts gehört hatte; sie erkannte die Melodie sofort wieder. Heidenstam zeichnete die Melodie auf und sandte die Noten dem Komponisten Gösta Gejer [Gejer berichtet später darüber in einem Buch über musikalische Probleme], der nicht wenig überrascht und betroffen war. Denn es zeigte sich bei fachmänniger Untersuchung, daß diese seltsame Musik sich auf einer mittelalterlichen Tonleiter aufbaute, der sogenannten migolydischen Tonleiter, die weder Heidenstam noch seine Frau kannten, und von deren Existenz beide keine Ahnung gehabt hatten.

Dieses seltsame Erlebnis erzählt Wilhelm Birchow im „Merker“. Zur Bekräftigung der Erscheinung gibt er die Melodie in Noten wieder und fügt einen Brief Heidenstams bei, der die Erzählung vollinhaltlich bestätigt, und schließlich ist er in der Lage, ein Seitenstück zu dieser rätselhaften Musik anzuführen, für das ein Buch aus dem Jahre 1740 den Beleg bildet. Dieses Buch, das in Hamburg erschienen ist, führt den Titel: „Etwas Neues unter der Sonnen, oder das unterirdische Klippen-Concert in Norwegen, aus glaubwürdigen Urkunden und Begehren angezeigt von Mattheson.“ General Georg von Bertuch, dem Mattheson diese rätselhaften Urkunden verdankt, erklärte, er wisse noch viele dergleichen Begebenheiten, die in Norwegen vorgefallen sind und sich bis zur Stunde ereigneten.

Demnach scheint es, daß solche Ereignisse in dieser Zeit nicht ganz selten waren. Worum es sich damals, wie bei dem Erlebnis Heiden-

stams handelte, ist vorläufig ein Rätsel; als Halluzination kann man die geheimnisvolle Musik wohl kaum erklären, denn sie ist von verschiedenen Personen unabhängig voneinander auf gleiche Weise gehört worden.“

Neue Zeitschrift für Musik, Leipzig 1914, Nr. 25.

Der 23.

Max Dauthendey, geboren am 25. Juli 1867 in Würzburg, gestorben am 4. September 1918 in Malang auf Java, Schriftsteller, lebte längere Zeit in München, seine Wanderlust führte ihn durch die ganze Welt.

„Meine, mich durch das ganze Leben begleitende schicksalschwere Zahl ist die Zahl 23. 23 Jahre nach dem Tode meiner Mutter starb mein Vater, und ich kann sicher sein, daß immer der 23. jedes Monats mir irgend eine schwerwiegende Nachricht, eine Schicksalswende, einen besonderen Glücksfall oder außergewöhnlichen Unglücksfall bringt.

Trete ich eine Reise an, so will es der Zufall, daß das meist am 23. des Monats geschieht. Und habe ich Verträge zu unterschreiben, die wichtiger Natur sind, so ist es sicher am 23. Montag, an welchem ich meine Unterschrift geben muß. Das Haus, in welchem ich wohne und dieses niederschreibe, trägt die Nummer 23, und an einem 23. eines Monats wurde die Wohnung bezogen.“ — (23 Jahre nach dem Tod seines Vaters starb Max Dauthendey.)

Rätselhafte Geruchswahrnehmung

„Es war am 5. September 1896. Ich lebte damals, jung verheiratet, in Paris. Ich hatte in der Rue Boissonade möblierte Atelierräume gemietet, in die ich mit meiner jungen Frau im Juni einzog... [Um] 1/21 Uhr verabredeten meine Frau und ich auszugehen, um in der Stadt einige notwendige Einkäufe zu machen. Meine Frau ging in ihr Zimmer, das neben dem großen Atelier lag; ich trat hinter einen Wandschirm, wo sich eine Wasserleitung befand, und wollte vor dem Ausgehen meine Hände waschen. Ich hatte weder geraucht, noch fanden sich Zigaretten im Hause, aber seltsamerweise schien es mir, als ob während des Waschens Seife, Wasser und meine Hände plötzlich nach bitterem türkischen Tabak rochen. Es war jener, mir von Hause aus so wohlbekannte, aromatische Tabakgeruch, wie ich ihn zeitlebens nur bei meinem Vater in seinem Zimmer und bei seinen Zigaretten eingeatmet hatte. Ich schüttete das Wasser fort, wusch meine

Hände von neuem zwei-, dreimal. Aber der Zigarettengeruch haftete durchdringend an der Haut meiner Hände... Nicht lange darnach rief unten im Vorgarten des Ateliers die Hausmeisterin herauf: „Ist Herr Dauthendey zu Hause? Hier ist ein Telegramm“. — Dauthendey's Vater war an demselben Mittag um 1/21 Uhr in Würzburg gestorben.

Max Dauthendey, Der Geist meines Vaters, Aufzeichnungen aus einem begrabenen Jahrhundert, München 1912, S. 14/15, 17.

Spuk in Prag

Emil Nikolaus Frhr. von Reznicek, geboren am 4. Mai 1860 in Wien, gestorben 1945, österreichischer Komponist und Dirigent.

„Sie wünschen, daß ich die Geistergeschichte, die ich Ihnen bei unserem letzten Beisammensein erzählte, zu Papier bringen möge — hier ist sie. Ich bemerke aber, daß ich weder Spiritist, Okkultist oder dergleichen bin, auch nie Zeit, Lust und Gelegenheit hatte, mich mit diesen Dingen zu befassen und daß ich bei meiner ursprünglichen Meinung, alles dies sei Schwindel oder Einbildung, geblieben wäre, wenn — ja wenn sich eben nicht diese Geschichte zugetragen hätte, die einzige Geistergeschichte, die ich je erlebt habe und die wohl nur durch die vierte Dimension zu erklären ist.

Es war wahrscheinlich im Jahre 1890 (ich habe kein Gedächtnis für Daten), als ich in Prag die Parterrewohnung eines neugebauten Hauses in der Vorstadt Karolinental bezog. (Straßenname und Hausnummer sind mir entfallen.) Nachdem wir einige Wochen vollkommen ungestört geblieben waren, ertönte einmal in der Nacht zwischen 1 und 2 Uhr die elektrische Wohnungsklingel. Wir waren schon zu Bett gegangen; ich stand auf, in der Meinung, es sei der Telegraphenbote, und öffnete die Wohnungstüre — es war aber niemand da. Von da ab klingelte es jede Nacht beiläufig um dieselbe Zeit, zuerst einmal, zweimal und kurz, dann immer öfter und länger. Mir begann die Sache sehr lästig zu werden, ich benachrichtigte den Portier des Hauses (der meinte, es seien andere Mieter, die sich einen Spaß erlaubten) und beschloß, die nächste Nacht aufzubleiben, um dem vermeintlichen Ruhestörer aufzulauern. Als die kritische Zeit herannahte, stellte ich mich also, meinem Plane entsprechend, mit gespanntem Revolver im Korridor auf, das Ohr an die Wohnungstüre gelehnt und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Und — richtig — um die gewohnte Zeit schrillte die Klingel und (obwohl ich niemand hatte kommen hören)

sprang ich mit einem Satz hinaus und — sah niemanden als den Portier, der, ebenfalls in einer dunklen Ecke, bewaffnet mit einer Holzhacke, auf der Lauer gelegen, auch nichts gesehen hatte und nun die bestimmte Ansicht aussprach, daß an der elektrischen Leitung etwas nicht stimmen müsse. Ich beruhigte mich dabei, gebrauchte aber die Vorsicht, zwischen Klöppel und Glocke einen Holzspan einzuklemmen. Nachdem ich mit dieser Arbeit fertig war und zu Bett gehen wollte, hörte ich draußen ein heftiges Tack-Tack, als wenn jemand mit Eichenem Finger ungeduldig gegen den Knopf der Klingel drücken würde. Ich sprang wieder hinaus (diesmal hatte ich auch ein Licht) und sehe, wie der besagte Drücker heraus- und hereinspringt, immer schneller Tack-Tack-Tack-Tack, schließlich ununterbrochen und mit wahnsinniger Geschwindigkeit. In diesem Momente fällt der Holzspan (jedenfalls durch den starken Kontakt) herab und die Glocke gellt in geradezu schauerlicher Weise minutenlang durch die Nacht, so daß nach und nach das ganze Haus zusammengelaufen kam. Mir aber wurde die Sache zu bunt: Ich nahm kurz entschlossen die Glocke ganz ab und ging schlafen. Am nächsten Tag kam der Elektriker, klopfte da, horchte dort und meinte schließlich, es sei nicht ausgeschlossen, daß eine elektrische Störung die Ursache gewesen sei: Es gäbe Nebenströme, Kurzschlüsse und so weiter. Jedenfalls ließ ich die Glocke nicht mehr anbringen und hängte ein Schild heraus: „Es wird gebeten zu klopfen“. Nun war einige Wochen Ruhe.

Da, eines Nachts klopfte es um die bewußte Stunde an unserer Schlafzimmertüre. Kurz, aber sehr stark, so daß ich und meine Frau zu gleicher Zeit aus dem Schlafe fuhren. Ich sah nach — nichts zu sehen. Und von diesem Zeitpunkt an klopfte es jede Nacht und zwar zuerst nur an unserer Türe, dann aber immer mehr, es hämmerte wie mit Häuften an allen Türen und schließlich war es, als wenn sich Körper mit der ganzen Schwere dagegen würfen. Nun begann es aber auch aus dem Keller gegen unsere Fußböden zu wettern, kurz — es war ein Höllenspektakel. Ich hatte die Polizei benachrichtigt, die im Keller gerade während des ärgsten Nadaus nachsah, aber ebenso wenig entdeckte wie die Hausbewohner und Hunderte von Menschen, die auf der Straße standen und sich die „Heß“ mit anhörten, denn die Kunde von der Spukwohnung war natürlich schon in weitere Kreise gedrungen und man sprach im ganzen Viertel von nichts anderem. Ich aber ergriff den besseren Teil der Tapferkeit und zog, von dem Paragraphen der Unbewohnbarkeit Gebrauch machend, stante pede aus.

Später erkundigte ich mich noch öfter nach dem Schicksal meiner früheren Wohnung. Sie war lange leer gestanden, später wieder vermietet worden. Von dem Spuk hatte sich (wenigstens so lange ich in Prag blieb) nichts mehr gezeigt.

Dies ist meine Spukgeschichte. Verschiedene spiritistische Kapazitäten haben versucht, sie zu erklären. So recht überzeugt hat mich niemand. Aber eines ist sicher: Ich bin froh, daß es — wie schon bemerkt — die einzige war, die ich bisher erlebt habe.

Berlin, 11. Mai 1913

E. N. v. Reznicek."

Südd. Monatshefte, 10. Jg., Juni 1913, S. 320/1

Die Taschentuch-Elevation

Thomas Mann, geboren am 6. Juni 1875 in Lübeck, Schriftsteller, Nobelpreisträger, lebte lange Jahre in München; nunmehr in Kalifornien.

Während seiner Münchener Zeit folgte Thomas Mann als völlig neutraler Zuschauer einer Einladung des Baron Schrenk-Nosging zu einer „Materialisations-Sitzung“, die in dessen palaisartigem Haus in der Nähe des Karolinenplatzes stattfand. In einem Aufsatz „Defekte Erlebnisse“ gibt der Dichter eine Schilderung des Erlebten, die in der „Taschentuch-Elevation“ ihren dramatischen Höhepunkt erreicht:

„Erinnert man sich an die Stelle im „Lohengrin“, 1. Akt, wenn nach Elsas Gebet der Chor mit einer Einzelstimme einsetzt: ‚Seht! Welch seltsam Wunder!‘? So ähnlich war es. Das Taschentuch hatte sich vom Boden erhoben und war aufgestiegen. Vor aller Augen mit rascher, sicherer, energischer und fast schöner Bewegung stieg es aus Schattengründen in den Lichtschein der Lampe empor, der es rötlich färbte, — stieg auf, sage ich, aber das ist nicht richtig, nicht so war der Vorgang, daß es leer und flatternd emporgeweht wäre, es wurde genommen und erhoben, eine tätige Stütze steckte darin, die sich oben in knöchelartigen Erhebungen darunter abzeichnete und von der es faltig herniederhing; von innen her wurde lebendig damit manipuliert, drückende und schüttelnde Umgestaltungen wurden damit vorgenommen in den zwei oder drei Sekunden, während welcher es frei ins Lampenlicht gehalten wurde, — und dann kehrte es mit ebenso ruhiger und sicherer Bewegung zum Boden zurück.“

Das war nicht möglich, — aber es geschah. Der Blitz soll mich treffen, wenn ich lüge. Vor meinen unbestochenen Augen, die ebenso bereit gewesen wären, nichts zu sehen, falls nichts da sein würde, geschah es,

und zwar nicht einmal, sondern alsbald aufs neue: Kaum unten, so kam das Tuch wieder empor ins Licht, schneller diesmal als zuvor, und jetzt sah man mit unverkennbarer Deutlichkeit das von innen erfolgende Hinein- und Übergreifen der Glieder eines Greiforgans, das schmäler als eine Menschenhand, klauenartig erschien. Hinab und wieder herauf... Zum drittenmal oben, wird das Tuch von etwas Unsichtbarem kräftig geschwenkt und gegen das Tischchen geworfen, — nicht recht darauf, nicht gut gezielt, es bleibt an der Kante hängen und fällt auf den Teppich.

Bravorufe und laute Lobeserhebungen... hatten das Phänomen begleitet, und mehremals hatte der Baron zu mir herübergefragt, ob ich sähe, ob ich alles gut sehen könne. Gewiß, wie hätte ich das wohl nicht sehen sollen. Ich hätte die Augen schließen müssen, um es nicht zu sehen, — während ich diese meine Augen doch niemals im Leben gespannter offen gehalten hatte als jetzt. Ich hatte Größeres gesehen auf Erden, Schöneres, Würdigeres. Aber daß etwas Unmögliches trotz seiner eigenen Unmöglichkeit geschah, das hatte ich noch nicht gesehen.“

Thomas Mann, Bemühungen, Neue Folge der Gesammelten Abhandlungen und kleinen Aufsätze, Berlin 1925, S. 220/1.

Die Todesvisionen der Tänzerin

Isadora Duncan, geboren am 27. Mai 1878 in San Francisco, gestorben am 13. September 1927 in Nizza, amerikanische Tänzerin, Begründerin einer klassischen Tanzschule.

Die Tänzerin Isadora Duncan kam am 15. September 1927 auf eine tragische Art ums Leben. Sie wollte in Nizza, wo sie eine Tanzschule gründete, ein Auto kaufen. Bei einer Probefahrt verfang sich ihr langer wehender Schleier in einem Hinterrad, wodurch sie herausgeschleudert und getötet wurde.

Bevor sie den Wagen bestieg, spielte sich eine erregende Szene ab. Eine Freundin der Tänzerin, die mit ihr zusammenwohnte, beschwor sie, das Auto nicht zu besteigen und rief ihr zu: „Wenn Sie nicht auf mich hören, wird Ihnen ein Unglück zustoßen. Ich habe die Vorahnung einer Katastrophe!“

Es verwundert, daß gerade die Duncan der warnenden Stimme der Freundin kein Gehör schenkte, denn sie selbst hatte sich stets in den Händen dunkler Dämonen gefühlt. Ihr Tod ist der Abschluß einer Kette tragischer und unheimlicher Erlebnisse ihrer letzten Zeit.

Zum ersten Mal war es, als 1913 ihre beiden Kinder — merkwürdiger Weise auch — durch einen Autounfall ums Leben kamen. Der Wagen, in dem sie saßen, kam plötzlich von selbst in Bewegung und stürzte in die Seine.

Isadora Duncan hat damals ihre Todesvisionen in einem Brief geschildert, der jetzt bei ihrem eigenen Tode eine unheimliche Bedeutung gewinnt. Sie erzählt darin, daß sie den Tod ihrer Kinder schon lange vorherahnte. „Zwei Monate vorher wurde ich bereits von Todesgedanken verfolgt“, schrieb sie. „Jeden Abend, wenn ich mein Atelier betrat, sah ich drei große schwarze Vögel, die da schwebten. Ich war von diesen Erscheinungen so beunruhigt, daß ich meinen Arzt befragte; er führte alles auf meine Nerven zurück... Aber in Rußland wurde diese Vorstellung so stark, daß ich immerfort den Tod hinter mir fühlte, und ich schrieb einen Brief, in dem ich meine letzten Anordnungen traf. Dann, eines Nachts in der Eisenbahn, hörte ich plötzlich den Chopinschen Trauermarsch, hörte ihn ganz deutlich die ganze Nacht hindurch und hatte eine Vision, die mir einen solchen Eindruck machte, daß ich sie am nächsten Abend tanzte, so wie ich sie gesehen hatte, ohne Probe. Als man mir dann sagte, das ganze Publikum habe dabei geweint, erwiderte ich: Ja, es ist seltsam, ich hatte das Gefühl, als schritte ich auf mein eigenes, für mich bereitetes Grab zu, ich fühlte einen eisigen Wind und später, bei der Melodie der Auferstehung, eine Art Verzückung, die mir nicht mehr von dieser Welt schien.“ Während meiner ganzen Tournee durch Rußland wurde ich von dieser Todesahnung verfolgt, und heute weiß ich, daß es keinen Zufall gibt. Jenes furchtbare Ereignis näherte sich mir, ich fühlte es kommen...“

Als die Kinder dann zu jener verhängnisvollen Autofahrt in den Wagen stiegen, küßte sie noch scherzend ihren Knaben durch das geschlossene Fenster. Der Eindruck des kalten Glases ließ sie erschauern, und sie fühlte den „Fuß des Todes“.

Nach: Münch. Neueste Nachrichten v. 16. IX. 1927 (Bericht aus Paris v. 15. IX. 1927 zum Tod der Isadora Duncan).

Sylvestererlebnis

Oskar A. H. Schmitz, geboren am 16. April 1873 in Homburg v. d. Höhe, gestorben am 18. Dezember 1931 in Frankfurt a. Main, Schriftsteller, Verfasser psychologischer Romane, philosophischer und zeitkritischer Schriften.

Der Erzähler war auf der Reise von einer befreundeten Dame gebeten worden, den Sylvesterabend mit ihr und ihrer Tochter zu verbringen,

um ihnen über eine gedrückte Stimmung hinwegzuhelfen, deren Ursache er auch bald erfuhr.

„Der junge Sohn des Hauses, der mir wohlbekannt war, weilte in einem Nachbarland; er schreibe von dort sehr niedergeschlagene Briefe, sei aber trotzdem zu Weihnachten nicht gekommen, und erst heute habe er telegraphiert, daß man ihn auch zu Sylvester nicht erwarten dürfe. Offenbar lag da irgendetwas vor, was der Junge verschwiegen und was die Seinen nun sehr beunruhigte. Sie seien mir aufrichtig dankbar, daß ich ihnen half, diesen Abend heranzubringen...“

So hatte ich denn, als Gast, den fehlenden Sohn zu vertreten... Wir begannen nun die üblichen Sylvesterspiele, und als es gegen Mitternacht ging, begann das Bleigießen. Zu diesem Zwecke hatte die Tochter des Hauses in einer Spielwarenhandlung eigens dafür hergestellte Bleikugeln besorgt. Während sie in einem Löffel über der Spiritusflamme schmolzen, konnte man aus jeder irgend einen symbolischen Gegenstand herausziehen, etwa einen Anker, ein Herz oder dergleichen. Dabei lag ein Zettel mit einem Verschen, das dem Empfänger mehr oder weniger Glück für das Jahr versprach. Umso peinlicher wirkte es, als ich aus der schmelzenden Bleikugel einen Gegenstand herauszog, der sich als Pistole erwies, und einen Zettel, den wir vergeblich hin und her wendeten: er war leer.

Nach wenigen Monaten erhielt ich einen Brief mit Trauerrand, auf dem ich sofort die Handschrift der Tochter erkannte. Sie teilte mir in tiefem Schmerz mit, daß sich ihr Bruder, dessen Stelle ich in der Sylvesternacht eingenommen, inzwischen erschossen habe. Für die genaue Wahrheit dieses Erlebnisses kann ich mich verbürgen.“

Oskar A. H. Schmitz. Ein unheimliches Sylvester-Erlebnis, in: „Einkehr“, Beilage d. Münch. Neuesten Nachrichten, Dez. 1927.

Das skizzierte Phantom

Alfred Kubin, geboren am 10. April 1877 in Leitmeritz in Böhmen, Zeichner und Maler; lebt in Zwickledt in Oberösterreich.

„Als ich Professor Kubin 1943 in Zwickledt besuchte“, berichtet der Herausgeber dieser Sammlung, „erzählte mir der alternde Meister folgendes Erlebnis:“

„Es war in den zwanziger Jahren. Ich war damals in Sorge um meine schon länger erkrankte Schwester und träumte auch von ihr. Als ich dann einmal auf der Landstraße nach Passau zu ging — ich

werde Ihnen hernach die Stelle zeigen — sah ich plötzlich an dem nahen Gebüsch eine Erscheinung — es war eine Frauengestalt, die so klar vor mir stand, daß ich mein Notizbuch herauszog und die Szene festhielt. Als ich mit dem Skizzieren fertig und einen Schritt vorwärts machte, zerrann die Erscheinung, die meiner Schwester ähnelte. Später fertigte ich eine Lithographie nach der Skizze an — das Blatt ist auch 1931 in Berlin bei Erich Reiß in «Mein Werk» erschienen.' [Unter dem Titel Halluzination].

PERSONEN-REGISTER

Alexander II., Zar, 124
Alexander III., Zar, 124
Alfons XII., span. König 123
Andersen, H. C., 98
Arndt, Ernst Moritz, 69—71
August der Starke, 22

Bertrand, franz. General, 63
Bertrand, H., verehel. Thayer, 63
Bessières, franz. Marschall, 63
Blücher, Feldmarschall, 67
Böhme, Jakob, 15
Braun, Lily, 125
Brest, Konsul, 78
Brion, Friederike (v. Sesenheim), 40
Brunner, Sebastian, 102
Byron, Lord, 56

Cardanus, Girolamo, 14
Cellini, Benvenuto, 13
Cervoni de, napoleon. Offizier, 61
Clairon, Hippolyte, 48

Dante, Alighieri, 11
Dauthendey, Maximilian, 133
Dietz, Johann, Feldscher d. Großen
Kurfürsten, 16
Dönniges, Helene von, 118
Duncan, Isadora, 137

Edkermann, 44, 45
Eichendorff, 74
Elisabeth, Zarin, 24, 25
d'Espagne, franz. General, 60

Franz Ferdinand, Erzherzog, 128
Friedr. II., preuß. König, 21, 30, 64
Friedrich III., deutscher Kaiser, 125

Gautier, Theophile, 120
Geibel, Emanuel, 93
Gleditsch, Joh. Gottlieb, 30
Goethe, Joh. Wolfg. von, 40—46, 50
Goltz-Pascha, von der, 117
Grillparzer, Franz, 94
Grumkow, preuß. Minister, 22
Gudden, Bernhard von, 123

Hauffe, Friederike, 83
Haydn, Joseph, 37—39
Heidenstam, Verner von, 132
Herschel, Sir William, 31
Hindenburg, Paul von, 126
Hoffmann, E. T. A., 72
Hohenlohe, Prinz von, 106
Holtei, Karl von, 95
Horst, Gg. Konrad, 39
Humboldt, Gebrüder, 56

Jean Paul (Richter), 71
Jung-Stilling, 53—55

Karl IV., deutscher Kaiser, 11
Karl X., franz. König, 81
Katharina II., Zarin, 25
Kerner, Justinus, 81, 82
Kerner, Theobald, 84, 85
Kircher, Athanasius, 15
Klapka, ungar. General, 114
Klemm, Geheimrat in Jena, 41
Krupp, Alfred, 113

Kubin, Alfred, 139
Kügelgen, Wilhelm von, 78

Lanyi, Bischof Joseph von, 128
Lavater, 55
Lenau, Nikolaus, 88
Lichtenberg, Georg Christoph, 55
Liselotte von der Pfalz, 19
Louis Ferd., Prinz v. Preußen, 64
Ludwig, Dauphin, (Sohn Lud-
wigs XIV.), 19
Ludwig II., bayr. König, 123
Ludwig Philipp, franz. König,
s. Orleans
Luise, Prinzessin von Preußen, 64
Luther, Martin, 12

Marie Antoinette, 58
Mann, Thomas, 136
Maupertuis, P. L. de, 30
Max Joseph I., König v. Bayern, 80
Meier-Graefe, Julius, 130
Menzel, Wolfgang, 96
Meunier, Constantin, 130
Mörke, Eduard, 88—92
Montbrun, franz. General, 62

Napoleon Bonaparte, 59—62
Nicolai, Chr. Friedr., 51
Nikolaus I., Zar, 124
Nikolaus II., Zar, 124

Oberlin, Joh. Friedr., 32
Offenbach, Jean Jacques, 119
Orleans, Herzog von, 81

Perty, Maximilian, 98
Peter III., russ. Zar, 28
Peters, Carl, 121
Pfeffel, Gortl. Konrad, 31
Pfeil, Richard Graf von, 108

Rapp, franz. General, 59
Reznicek, Frhr. von, Komponist, 134

Richer, Charles, 129
Richter, Ludwig, 97
Rochlitz, Joh. Friedr., 41

Santerre, 58
Scheffel, Viktor von, 105
Schiller, Friedrich von, 49, 50
Schmid, Christoph von, 73
Schmitz, Oskar A. H., 138
Schopenhauer, Arthur, 94
Scott, Walter, 57
Schrenk-Notzing, Baron, 136
Schupart, Joh. Gottfried, 18
Schurz, Carl, 114—117
Schwab, Gustav, 87
Seckendorff, Karl Siegmund von, 51
Segantini, Giovanni, 129
Serrano, span. Marschall, 123
Shelley, P. B., 57
Spinoza, 16
Stanley, Henry Morton, 120
Steingel, napoleon. Offizier, 59
Steinmetz, Karl Friedrich von, Feld-
marschall, 110
Storm, Theodor, 103
Strindberg, August, 130
Swedenborg, 26—29

Tarent, Prinzessin von, 19
Textor, Anna Marg., Großmutter
Goethes, 36
Textor, Joh. Wolfg., Großvater
Goethes, 34
Thoma, Hans, 105

Wagner, Richard, 99
Weber, Friedr. Wilh., 100
Wilhelm I., deutscher Kaiser, 112
Wilhelm II., deutscher Kaiser, 125
Wilhelmine, Markgräfin von
Bayreuth, 20

Zschokke, Heinrich, 76



Anberufen, Toi-Toi-Toi
Neunundneunzig uralte Lehren
Das Glück zu mehren,
dem Unglück zu wehren
Von Heinz Küpper / DM 3.50

Sie sind doch nicht abergläubisch? Trotzdem wird es Sie interessieren, alle die heute noch geltenden Gebräuche in ihrem Ursprung und ihrer Anwendung kennen zu lernen. Sie sind gesammelt und erläutert von Dr. Heinz Küpper in einem schmalen Bändchen **Unberufen Toi-Toi-Toi!** 99 uralte Lehren, das Glück zu mehren, dem Unglück zu wehren. € Sie erhalten das Buch in jeder Buchhandlung zum Preis von DM 3.50. € Kennen Sie den berühmten **Hundertjährigen Kalender**? Er war im 18. Jahrhundert so verbreitet wie die Bibel und bis auf unsere Tage haben seine Wettervorhersagen viele Anhänger. Er erschien das erstemal im Jahre 1701 in Erfurt, das Original-Manuskript galt als verschollen. Im Jahre 1934 hat es Dr. Ernst Heimeran in Bamberg entdeckt und damit die ganze Geschichte des Hundertjährigen und seine Bedeutung ins rechte Licht gesetzt. In Dr. Heimerans **Echtem 100jährigen Kalender** findet man zum erstenmale den vollständigen Text (die lateinischen Teile in Übersetzung) sowie die unverfälschten Wettervorhersagen, die auf dem frühesten deutschen Wettertagebuch des Abtes Knauer beruhen. Auch dessen Geschichte wurde Heimerans **Hundertjährigem** beigegeben. € 104 Seiten, 11 historische Abbildungen, DM 1.90.